

Zeitschrift: Neujahrsblatt / Gesellschaft zur Beförderung des Guten und Gemeinnützigen
Herausgeber: Gesellschaft zur Beförderung des Guten und Gemeinnützigen
Band: 132 (1954)

Artikel: Sir Luke Schaub : 1690-1758 : ein Basler im diplomatischen Dienst Englands
Autor: Massini, Rudolf
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1006920>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 04.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

8 16 47

N

SIR LUKE SCHAUB

(1690—1758)

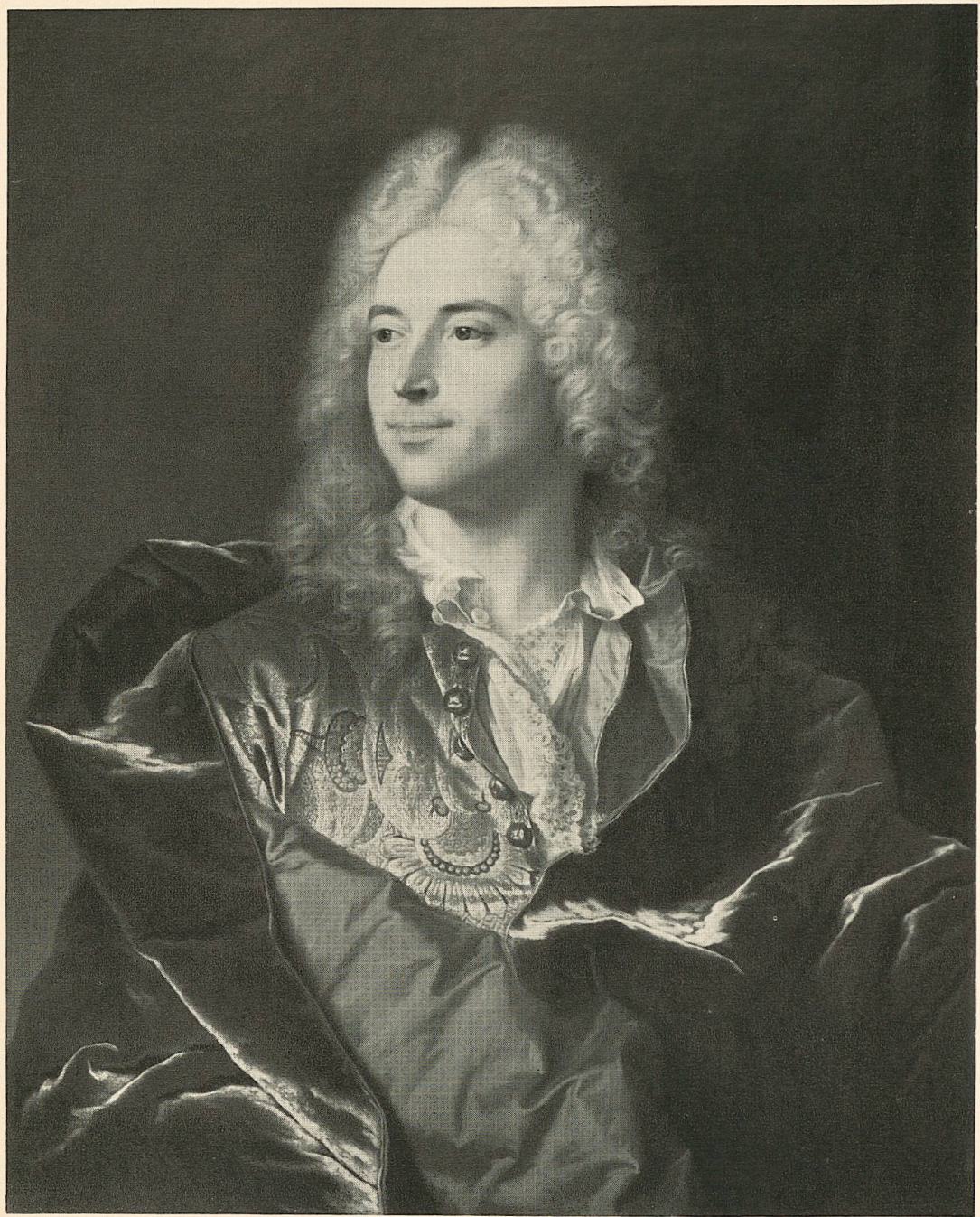
Ein Basler im diplomatischen Dienst Englands

Von Rudolf Massini

132. Neujahrsblatt

Herausgegeben von der Gesellschaft zur Beförderung
des Guten und Gemeinnützigen

In Kommission bei Helbing & Lichtenhahn, Basel, 1953



SIR LUKE SCHAUB

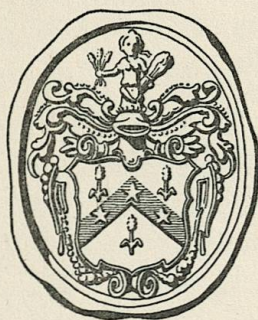
(1690–1758)

Ein Basler im diplomatischen Dienst Englands

Von Rudolf Massini

132. Neujahrsblatt

Herausgegeben von der Gesellschaft zur Beförderung
des Guten und Gemeinnütigen



8 46 47

1953

In Kommission bei Helbing & Lichtenhahn, Basel

* 54123

Katalog

Bemerkung zu Titelblatt und Vignette:

Das Bild gibt das von Rigaud gemalte Porträt Schaub's im Basler Kunstmuseum wieder. Die Photographie wurde eigens für das Neujahrsblatt hergestellt. Die Vignette auf der Titelseite stellt in einer Umzeichnung von Herrn Alfred Burckhardt-Dietschy das Siegel Schaub's dar.

Druck: Friedrich Reinhardt AG, Basel

Am Morgen des 16. Januar 1737 trat der Große Rat des Standes Basel im Rathaus zur Beratschlagung über einen besonders wichtigen Gegenstand zusammen. Als Ergebnis der Beratung, die den ganzen Morgen andauerte, beschloß der Rat, den Chevalier Lukas Schaub wegen seiner außerordentlichen Verdienste um das Vaterland zum Ehrenmitglied des Kleinen und des Geheimen Rates zu ernennen und ihm das Schloß Ramstein mitsamt dem dazugehörigen Lehen auf Lebenszeit zu verleihen. Dieser Beschluß drang, wie ein Zeitgenosse berichtet, ohne vorherige Ankündigung, «mit so feurigem Eifer für Herrn Chevalier und mit recht brennender Wut» durch, daß nicht eine einzige Gegenstimme sich erhob. Recht sichtbarlich habe die Hand Gottes darin regiert, fügt der Berichterstatter bei, und es sei, solange Basel stehe, nichts dergleichen gehört worden.

In dieser Weise ehrten damals die Basler einen ihrer Mitbürger, der den mit Frankreich ausgebrochenen, für die Stadt höchst unangenehmen Konflikt um die Salmenfischerei auf dem Rhein unverhofft rasch und glimpflich hatte beilegen können. Einige Jahre nach dem Tod des Chevaliers, 1771, kaufte der Rat von einer seiner Nichten um 50 Louis d'or sein Porträt an, um es als Gegenstück zu dem des Bürgermeisters Wettstein in der Bibliothek aufhängen zu lassen.

Das Bild befindet sich heute im Besitz der Öffentlichen Kunstsammlung der Stadt Basel und ist im Kunstmuseum ausgestellt. Hyacinthe Rigaud, der französische Hofmaler, hat es zu Anfang der zwanziger Jahre gemalt, während Schaub sich als Gesandter des englischen Königs in Paris befand.

Schaub war klein von Statur und von zierlichem Körperbau. Rigauds

Gemälde zeigt einen jugendlich aussehenden, unternehmungslustigen Herrn in gepudelter Allongeperücke. Er ist gekleidet in einen kostbaren, mit Seide bestickten Rock. Der nach der nonchalanten Weise der Regentschaft offen gelassene Hemdkragen läßt den Hals fast ganz frei. Ein weiter, glänzender Samtmantel umwallt — ein wenig pathetisch — die Schultern und gibt der ganzen Erscheinung etwas Würdevolles. Das Gesicht wird geformt durch die hohe Stirn, die lange, leicht gebogene Nase und das sich zuspitzende Kinn. Es zeigt eine frische, zarte Farbe und gerötete Wangen. Die lebhaft, aber freundlich blickenden Augen und der Mund mit den leicht nach oben gezogenen Winkeln geben zusammen dem Gesicht einen Ausdruck von Selbstvertrauen und Zuversicht. Die Bildung von Stirn und Nase lassen Witz und Verstand vermuten, und dem Mund sieht man die anmutvolle Beredsamkeit an, die Schaub's Zeitgenossen besonders an ihm zu rühmen wußten. In der Weichheit der unteren Hälfte des Gesichtes allerdings verrät sich ein gewisser Mangel an Festigkeit und Willensstärke. Es ist in diesen empfindsamen Zügen fast ein wenig zuviel Feinheit für den harten Beruf eines Staatsmannes.

Schaub's Laufbahn spielte sich, mit Ausnahme des allerersten Anfanges, ganz im Ausland ab. Seine wiederholten Besuche in der Schweiz hatten nur vorübergehenden Charakter und dienten meist einem ganz bestimmten Zweck. 1740 kehrte er dem Festland für immer den Rücken und beschloß seine Tage in England. Darin unterschied er sich von den meisten seiner Zeitgenossen, die für gewöhnlich im Ausland Dienst nahmen, um zu Welt-erfahrung und Ehrenstellungen zu kommen, nach einiger Zeit aber zurückkehrten, um zu Hause einen Handel anzufangen oder sich dem Staat zu widmen. Soldaten pflegten wenigstens ihren Lebensabend in der Heimat zuzubringen.

Es mag zunächst erstaunlich scheinen, daß es einem Schweizer möglich war, höchste Posten in der Diplomatie eines fremden Landes zu versehen und Stellungen einzunehmen, für die nach modernen Gepflogenheiten nur Landeseigene für vertrauenswürdig genug erachtet werden. Das 18. Jahrhundert dachte darüber anders, freier. Die Vorstellung vom nationalen Staat war noch nicht allesbeherrschend geworden, während andererseits die Idee persönlicher Treueverpflichtung gegenüber einem Monarchen oder Fürsten noch starke Lebenskraft besaß. So lange, in Nachwirkungen sogar bis ins 19. Jahrhundert, konnten sich die alten Auffassungen, die noch im Feudalismus des Hochmittelalters wurzeln, halten. Es war dieselbe Betrachtungsweise, die die fremden Dienste rechtfertigte, und es besteht kein

grundsätzlicher Unterschied, ob der französische König die Führung eines seiner Armeekorps einem General ausländischer Herkunft überließ, oder ob der König von England einem Landesfremden die Vertretung seiner Interessen in Wien anvertraute.

An der Spitze dieser Männer, die ihr Leben in den Dienst eines Fürsten stellten, der nicht ihr eigener Landesherr war, steht der Prinz Eugen, «der edle Ritter». Aus einer Nebenlinie des Hauses Savoyen entstammend, in Frankreich aufgewachsen, nahm er Dienst beim Kaiser, dem er als General seine ruhmreichsten Siege errang, und dessen Außenpolitik er als Minister in der uneigennützigsten Weise verwaltete. Weniger illustre Gestalten jenes Zeitalters treten in dem Italiener Alberoni und dem Holländer Ripperda auf. Der eine, Sohn eines Gärtners in Parma, wurde Kardinal und allgewaltiger Minister des Königs von Spanien. Er büßte seinen raschen Aufstieg mit noch plötzlicherem Sturz und Verbannung. Der andere, schon mehr Abenteurer als Staatsmann, brachte es ebenfalls zum spanischen Minister. Er leistete das Unmögliche, indem er den König von Spanien mit seinem Erzfeind, dem Kaiser, in einem Bund zusammenbrachte. Nach seinem Sturz trat er in den Dienst des Sultans von Marokko und starb als Mohammedaner. Solche Beispiele ließen sich leicht vermehren.

Auch unter den Schweizern, die fremden Dienst nahmen, gab es eine nicht ganz unbedeutende Zahl von Diplomaten. Im Dienste Augusts des Starken und seines Nachfolgers, Kurfürsten von Sachsen und Königen von Polen, sind gleich zwei Schweizer anzutreffen, ein gewisser Terras, wohl Glied der Genfer Familie dieses Namens, und Jean Le Fort, ein Verwandter des Admirals Le Fort, der die Flotte des Zaren Peter kommandierte. Als Geschäftsträger des Königs von Preußen amtierte um die Mitte des Jahrhunderts in London der Neuenburger Michel. Johann Viktor Besenval aus Solothurn begann seine Laufbahn als Offizier im schweizerischen Garderegiment, erhielt aber später von König Ludwig wichtigste diplomatische Aufträge an den königlichen Höfen von Schweden, Dänemark und Polen. Der bedeutendste von allen aber ist der waadtländische Freiherr Louis Pesme de St-Saphorin. Im Türkenkrieg schlug er sich als Oberbefehlshaber der österreichischen Donauflotte für den Kaiser. Dann wurde er als kaiserlicher Vertreter in die Schweiz gesandt und nahm anschließend als Unterhändler Berns am Friedenskongreß von Utrecht teil. Zuletzt trat er in den Dienst des Königs von England über und besorgte während langen Jahren als Gesandter dessen Geschäfte am Kaiserhof zu Wien.

Der junge Schaub

Es stand dem Buben, der am 1. Mai 1690 in dem Haus an der St. Johannis-Vorstadt mit der heutigen Nummer 13 dem Notar Schaub geboren wurde, und der den Namen des Evangelisten Lukas erhielt, nicht an der Wiege geschrieben, daß er einst an den vornehmsten Fürstenhöfen Europas aus und ein gehen werde. Die Familie Schaub hatte bis dahin weder Soldaten noch Staatsmänner hervorgebracht. Der Vater, Hans Heinrich, hatte auf der Universität studiert, aber nur an der Philosophischen Fakultät, in dem damaligen System einer Art Vorschule für die höheren, übrigen Fakultäten. Der Grad des Baccalaureus Philosophiae, den er gewann, genügte offenbar damals durchaus für die Ausbildung in seinem Beruf, die er sich wohl auf dem Büro eines beglaubigten Notars aneignete.

Auch der Großvater Hans Heinrich hatte die Universität als Baccalaureus verlassen. Er übernahm ein Jahr nach dem Abschluß dieses Studiums das Amt des Schulmeisters, oder wie der Titel lautete, des Provisors an der Schule zu St. Peter. Die Geburt seines Großsohnes Lukas hat er nicht mehr erlebt.

Das juristische Element herrschte vor in der Familie Schaub. Ein Bruder von Notar Schaub, Albrecht, war Richtersamman; ein anderer Bruder, Lukas, Landschreiber in Büren an der Aare. Sein ältester Sohn, nach ihm Hans Heinrich genannt, ergriff ebenfalls den Beruf eines Notars und wurde später Herbergsmeister. Eine Cousine heiratete einen Notar Herzog, und ein jüngerer Vetter wurde Kanzlist. Ein anderer Vetter, Hans Heinrich, Sohn Albrechts, des Richtersammanes, war Postmeister.

Ebensowenig wie die Beamten- und Juristenfamilie der Schaub tat sich das Geschlecht der Mutter, Barbara Ketterlin, durch besondere Leistungen in der Öffentlichkeit hervor. Der Stammvater, der 1605 das Bürgerrecht der Stadt erwarb, war Rotgerber, und dieses Gewerbe erbte sich vom Vater auf die Söhne und Enkel fort. Zwischenhinein stellte die Familie etwa einen Geistlichen.

Der Notar Schaub dachte sich wohl die Zukunft seines jüngeren Sohnes Lukas ähnlich wie seine eigene. Er schickte ihn nach der Absolvierung der Elementarschule an die Universität. Lukas war 13 Jahre alt, als er sich 1703 als Student an der Artistenfakultät zum Studium der vorbereitenden Fächer einschrieb. Zwei Jahre später war er so weit, daß er sich zum ersten Examen melden konnte. «Die Gicht» hieß das Thema, das ihm für seine Disputation zugewiesen wurde und mit dem er sich am 9. Juni 1705 den Baccalaureus

verdiente. Noch einmal zwei Jahre später, am 31. Mai 1707, gewann er den Grad eines Magisters der Freien Künste, nachdem er öffentlich die These, daß «die Völlerei mehr Menschen tötet als das Schwert», verteidigt hatte.

Schon damals muß sich der junge Schaub allerhand Gedanken über wichtige Fragen des Lebens gemacht haben. Intimen Freunden bekannte er später, er sei in seiner Jugend ziemlich ausgelassen und dem Saufen ergeben gewesen. Da sei er einmal in beraushtem Zustand gefallen und habe sich an der Schläfe lebensgefährlich verletzt. Darüber habe er nachgedacht und sich vorgenommen, von jetzt an alle Völlerei zu meiden. Seither habe er bei allen wichtigen Geschäften sich durch das Gebet zu Gott gehalten und habe auch seinen Beistand verspürt. Habe er das unterlassen, so sei es ihm nicht gut vonstatten gegangen. Es war also wohl mehr als eine Schuldiatribe, wenn der junge Student bei seiner Promotion zum Magister über die gefährlichen Folgen der Völlerei sprach.

Früh kündigt sich auch die besondere Interessenrichtung des späteren Diplomaten an. Schaub trat 1707 von der philosophischen zur juristischen Fakultät über. Nach vierjährigem Studium legte er eine Dissertation vor, deren Thema er selbst ausgewählt hatte, und deren Titel lautete: *De praescriptione actionum nondum natarum*. Schaub handelte darin von der Verjährung von Rechtsansprüchen, die erst in der Zukunft fällig werden. Wer nun aber trockene formaljuristische Erörterungen über einen erfundenen theoretischen Fall zu lesen erwartet, wird überrascht feststellen, daß ein damals sehr aktueller Streitpunkt des Völkerrechtes diskutiert wird. Den tieferen Zweck, den er mit seiner Untersuchung verfolgte, deutete Schaub in der Einleitung an. Dort erklärte er, unter Berufung auf den römischen Dichter Martial: Keinen Streit haben ist gewißlich ein Stück menschlicher Glückseligkeit. Es ist wie ein Leitspruch für die spätere politische Tätigkeit Schaub's, die immer auf die Versöhnung von feindlichen Parteien ausging.

Im 4. Abschnitt der Abhandlung, der auf die einleitenden Kapitel mit den Definitionen und den generellen Erörterungen folgt, stellt Schaub das zentrale, ihn interessierende Problem vor, das, wie er sagt, noch nie behandelt worden war. Die Überschrift heißt: Der Verlust eines Reiches durch den Sohn eines Königs, dessen Vater den Anspruch auf das Reich nicht geltend gemacht hat. In die politische Praxis umgesetzt, bedeutet das: Kann ein Fürst ein Land für sich beanspruchen, das sein Rechtsvorgänger hätte beanspruchen können? Das ist genau die Situation von Ludwigs XIV. Reunionen, jener gewaltsamen Annexionen linksrheinischer deutscher Gebiete, mit denen die französischen Grenzen von 1680 an abgerundet worden

waren. Frankreich hatte im Westfälischen Frieden die Landgrafschaft im Elsaß erworben, und daraus leitete der König seinen Anspruch auf alle Länder und Rechte ab, die ursprünglich in der Landgrafschaft enthalten gewesen waren, auf die aber der frühere Oberherr, Habsburg, de facto seit vielen Jahren verzichtet hatte. Indem Schaub die von ihm gestellte Frage verneint, spricht er dem König von Frankreich das Recht auf die durch die Reunionen gewonnenen Gebiete ab.

Das war das Ergebnis der Untersuchung, die der Kandidat Schaub am 8. Mai 1711 vorlegte, um anschließend zum Doktor beider Rechte zu promovieren. Wohl lagen damals die Reunionen schon dreißig Jahre zurück. Aber König Ludwig hatte alles getan, um bei seinen Zeitgenossen die Erinnerung an seine Gewaltpolitik frisch zu erhalten. Auf die Reunionen war der Pfälzische Krieg gefolgt, dann der Spanische Erbfolgekrieg, der noch im Gang war. Dieser letzte Krieg allerdings war zum erstenmal entschieden zum Nachteil Frankreichs ausgeschlagen. Die Schlachtfelder von Höchstädt, Turin und Malplaquet waren nicht mehr, wie die früheren, von Ludwigs Feldherren behalten worden, sondern von Marlborough und dem Prinzen Eugen, den Feldherren der «Großen Allianz», einer allgemeinen, frankreichfeindlichen Koalition, die sich endlich gebildet hatte, um dem machthungrigen Monarchen Halt zu gebieten. Im Jahre 1711 zeichnete sich schon der Friede ab, der allem nach für das besiegte Frankreich die Aufgabe von früheren Eroberungen mit sich bringen mußte. Es konnte die Hoffnung bestehen, einzelne Länder für das Deutsche Reich wiederzugewinnen.

Was das lebhafteste Interesse des jungen Schaub für die große Politik geweckt hat, wissen wir nicht. Es sei denn, daß sein Vetter, der Postmeister Schaub, daran beteiligt war. Mit dem Amt des Postmeisters war damals das des Zeitungsredaktors verbunden. Das war dadurch gerechtfertigt, daß die Nachrichten aus dem Ausland im Posthaus zuerst einliefen. Hans Heinrich Schaub hat sich sehr für sein ausschließliches Recht, eine Zeitung herauszugeben, gewehrt. Mit ihm hat der 23 Jahre jüngere Lukas wohl ein Gespräch über politische Tagesfragen führen können. Vielleicht hat es aber dessen nicht einmal bedurft. Denn die Basler in ihrer exponierten Grenzlage wurden täglich auf die Bedeutung der Ereignisse im Ausland hingewiesen, und es bestand sogar, wie 1709 bei der Grenzverletzung durch die österreichischen Reiter des Generals Mercy, die Gefahr, daß ihre Stadt direkt in einen Konflikt hineingezogen wurde.

Privatsekretär des englischen Gesandten

Schaubs große Chance kam ganz kurze Zeit, nachdem er sein Studium abgeschlossen hatte. Der Theologieprofessor Samuel Werenfels erhielt aus Bern von dem mit ihm bekannten englischen Minister Sir Abraham Stanyan einen Brief, in dem er gebeten wurde, ihm bei der Suche nach einem geeigneten Privatsekretär behilflich zu sein. Werenfels wandte sich an einen Kollegen von der juristischen Fakultät, und dieser nannte ihm zwei junge Männer, die eben das Examen bestanden hatten, die beiden Freunde Franz Christ und Lukas Schaub. Beide mußten ihre Bewerbungsschreiben einschicken, auf Grund deren Stanyan sich für Schaub entschied, den Dümmeren von beiden, wie man in Basel feststellte, der aber die schönere Handschrift vorweisen konnte.

Christ hat es später zum Professor der Rechte und zum Stadtschreiber gebracht, Schaub zum englischen Gesandten in Paris. Daß aber die Schrift den Ausschlag gab, ist nicht verwunderlich in einer Zeit, in der die Schreibmaschine noch unerfunden war, und wo man gewöhnt war, an die Beurteilung von diplomatischen Schriftstücken auch ästhetische Wertmaßstäbe anzulegen. Schaub's Handschrift zeichnet sich wirklich durch gefällige Formen vor anderen aus. Ihre Regelmäßigkeit und barocke Zierlichkeit verraten einen Mann von Geschmack und künstlerischem Sinn.

Etwas Besseres konnte es damals für einen jungen Mann aus der protestantischen Schweiz nicht geben, als in den Dienst Englands zu treten. England war seit dem Spanischen Erbfolgekrieg die Vormacht des Protestantismus in Europa. In der Schweiz übte es mit Holland zusammen maßgebenden Einfluß aus. Bis vor kurzer Zeit hatte es sich damit begnügt, in einzelnen Fällen den Kontakt mit den reformierten Orten aufzunehmen. An eine auf weitere Sicht berechnete Einflußnahme hatte man kaum gedacht. Das wurde anders, seitdem die Reformierten unter dem Druck der französischen Expansionspolitik begannen, dem Einfluß Frankreichs Widerstand entgegenzusetzen, besonders aber, seit England sich genötigt sah, selbst auf dem Festland sich für seine Unabhängigkeit zu wehren. Damals gewann auch die entlegene Schweiz Bedeutung, weshalb man sich 1705 entschloß, in der Person von Sir Abraham Stanyan einen eigenen Minister dorthin zu senden.

Stanyan spielte eine bedeutende Rolle in dem diplomatischen Ringen zwischen den beiden Kriegsparteien, das während des Spanischen Erbfolgekrieges in der Schweiz stattfand. Er vermittelte Truppendurchzugs-

rechte und Soldkapitulationen zugunsten der Verbündeten und beförderte den Umschwung der Stimmung in den evangelischen Ständen zugunsten der antifranzösischen Politik Englands und des Kaisers. In seinem «Account of Switzerland», den er nach seiner Rückkehr veröffentlichte, erweist sich Stanyan als ein scharfer Beobachter und Kritiker der schweizerischen Zustände.

Damals, 1711, stand Stanyans Mission in Bern nahe vor ihrem Ende. In England bereitete sich ein Umschwung vor, der die dem Frieden geneigte Partei ans Ruder brachte. Bedeutende politische Erwägungen sprachen für Englands Ausscheiden aus dem Krieg. Der Krieg war 1701 in allererster Linie darum an Frankreich erklärt worden, weil man befürchtete, Ludwig XIV. wolle Spanien mit der französischen Krone vereinigen. Um dem vorzubeugen, hatte England den habsburgischen Prätendenten für den spanischen Thron unterstützt. Es traf sich, daß gerade dieser, Karl VI., 1711 Kaiser wurde. England hatte den Krieg begonnen, um die Vereinigung Spaniens mit Frankreich zu verhindern. Es wollte ihn nicht mit der Wiederherstellung von Kaiser Karls V. Weltreich beenden.

Mit dem Herannahen des Friedensschlusses fiel auch die Notwendigkeit, in der Schweiz einen Gesandten zu unterhalten, dahin. Sir Abraham Stanyan erhielt 1711 im Herbst den Auftrag, nach Mailand zu gehen, um, gemeinsam mit einem holländischen Abgesandten, in einer Streitfrage zwischen dem Kaiser und Savoyen, Englands Verbündeten, zu vermitteln.

Wann der neue Sekretär Schaub seinen Dienst bei dem englischen Gesandten antrat, ist nicht ausdrücklich überliefert. Als sicher steht fest, daß er Stanyan nach Mailand begleitete. Denn in den von dort nach London geschickten Depeschen erscheint zum erstenmal unverkennbar die Handschrift Schaub's. Aller Wahrscheinlichkeit nach hat also Stanyan eben für diese Reise einen Sekretär gesucht und ihn in dem jungen Basler gefunden.

Der englische Gesandte war nicht mehr auf seinem Posten, als in der Schweiz der Bürgerkrieg zwischen den reformierten und den katholischen Ständen ausbrach. Bei Villmergen besiegten die Truppen der Berner und Zürcher das Aufgebot der inneren Orte und gewannen dadurch der reformierten Eidgenossenschaft das eindeutige Übergewicht über die katholische. Damit war die Lage geschaffen, die, mit ihrem nicht wieder überbrückbaren Gegensatz zwischen Reformiert und Katholisch, das Geschick der alten Eidgenossenschaft bis zu ihrem Untergang bestimmte. In London nahm man jetzt von diesen Ereignissen kaum Notiz. Die Schweiz hatte für die englische Diplomatie wieder alles Interesse verloren.

Stanyans Aufenthalt in Mailand dehnte sich auf volle anderthalb Jahre aus, ohne daß aber der Zweck der Mission erreicht werden konnte. Schaub kopierte die Sitzungsprotokolle und schrieb Stanyans Berichte nach London ins reine. Wohl mit großem Interesse folgte er dem Lauf der Verhandlungen, vertiefte sich in die Materie und suchte die Auffassungen und Beweggründe der Parteien zu durchschauen. Hier lernte er auch, sich in dem Milieu der Diplomaten zu bewegen. Von nicht geringer Bedeutung für seine eigene spätere Denkungsart war es wohl auch, daß er bei dieser seiner ersten Erfahrung in der Diplomatie England in der Rolle des Vermittlers erlebte.

Stanyan kehrte im Juli 1713 wieder nach Bern zurück. Im November beschloß die Regierung in London, ihn von seinem Posten abzurufen, und nur die Notwendigkeit, die Auszahlung von Gehaltrückständen abzuwarten, zögerte seine Abreise noch bis zum April des folgenden Jahres hinaus.

Sir Abraham hatte seinen Sekretär während seines Aufenthaltes in Mailand ganz außerordentlich schätzen gelernt. Er wünschte, etwas für ihn zu tun, und schlug ihm deshalb vor, mit ihm nach England zu kommen. Schaub nahm das freundliche Anerbieten an, und so machte er sich zusammen mit dem Gesandten auf die Reise, die ihn über Den Haag um die Mitte April nach London brachte. Bei einem Landsmann, Gügelmann, nahm er Quartier.

Er kam gerade recht, um eine in der ganzen Welt mit Spannung verfolgte Krise in dem britischen Inselreich mitzuerleben. Die Königin Anna ging dem Ende ihrer Tage entgegen, und damit nahte der Augenblick, wo es sich entscheiden mußte, ob die vom Parlament beschlossene protestantische Thronfolge sich durchsetzen werde. In Erinnerung an frühere Thronwechsel erwartete man im In- und Ausland heftige Auseinandersetzungen: Um so unerwarteter kam deshalb Beteiligten und Unbeteiligten der reibungslose Übergang zu der neuen Dynastie von Hannover. Königin Anna starb am 1. August 1714, und einen Monat später traf der Kurfürst von Hannover in London ein, um ohne den geringsten Zwischenfall als Georg I. zum König von Großbritannien gekrönt zu werden.

Für die persönliche Zukunft des jungen, nun 24jährigen Baslers hatte dieser erste Aufenthalt in England weittragende Folgen. Für die Besichtigung von Sehenswürdigkeiten blieb in den kurzen fünf Monaten, die er dauerte, kaum viel Zeit übrig. Schaub hatte es auf den Wunsch Stanyans übernommen, dessen Schrift über die Schweiz ins Französische zu über-

setzen. Damit eilte es darum, weil Stanyan befürchtete, daß ihm ein anderer zuvorkommen könne. Schaub brachte die Arbeit so rasch zu Ende, daß schon im September von dem Verlag der Gebrüder Wettstein in Amsterdam die ersten Exemplare der französischen Ausgabe in London eintrafen. Sir Abraham zeigte sich von dem Werk sehr befriedigt, obwohl es sich herausstellte, daß es eine Anzahl Druckfehler und auch einige Ungenauigkeiten in der Übersetzung enthielt. Es stellt Schaub ein gutes Zeugnis für seine Sprachgewandtheit aus, und es beweist, daß er damals schon eine eingehende Kenntnis des Englischen besaß.

Manchen Abend verbrachte Schaub in der Gesellschaft von Stanyans Freunden. Denn Sir Abraham ließ es sich angelegen sein, ihn in seinem Bekanntenkreis, zu dem viele einflußreiche Männer gehörten, einzuführen. Er wollte ihm Gelegenheit verschaffen, einen interessanten Posten irgendwo in der englischen Diplomatie zu finden. Nach einem Gewährsmann soll Schaub damals sogar dem König Georg selbst vorgestellt worden sein.

Eine familiäre Angelegenheit Stanyans wurde der Anlaß für Schaub's vorzeitige Abreise von England. Stanyans Gattin, die Bernerin Anna Katharina Bondeli, die er während seiner Gesandtschaftszeit geheiratet hatte, wußte sich in den ihr neuen Verhältnissen der englischen Aristokratie nicht zurechtzufinden. Sie litt unter dem häufigen Alleinsein an den Abenden, die ihr Mann, sei es aus gesellschaftlichem Zwang, sei es sonst, bei Banketten und Gelagen zubrachte. Oft kam er mehrere Tage nicht nach Hause. Lady Stanyan hat wohl ihrem Mann deswegen Vorwürfe gemacht, vielleicht mehr als notwendig gewesen wäre. Was immer der Grund war, die beiden beschlossen, sich zu trennen. Das geschah in einer Weise, die der Gesinnung beider hohe Ehre macht. Sir Abraham setzte seiner Frau eine beträchtliche Summe für ihren Unterhalt aus, und die Beiden schieden mit großem Bedauern voneinander. Schaub wurde gebeten, als Begleiter von Lady Stanyan sich auf der Rückreise in die Schweiz um sie zu kümmern und ihr beizustehen. Vertraulich trug Stanyan ihm auf, seine Frau zu beobachten und ihn zu benachrichtigen, sobald er feststellen könne, daß sie ihren Sinn geändert habe. Er wünschte nämlich, wenn irgend möglich, sie wieder zu sich zu nehmen. Sir Abraham muß großes Vertrauen in die Verlässlichkeit und besonders in die Diskretion seines ehemaligen Sekretärs besessen haben, daß er ihn für eine solche Aufgabe ausersehen konnte. Aber Schaub hat es offenbar verdient.

Lady Stanyan und ihr Begleiter überquerten den Kanal zwischen Dover

und Calais. Am 18. Oktober waren sie in Paris, wo Schaub sich auf dem Konto von Stanyan reichlich mit Geldmitteln versah. Gegen Ende des Monats trafen sie in Genf ein.

Geschäftsträger in Wien

Was Schaub für Pläne hatte, als er nach dem kurzen Aufenthalt in England nach der Schweiz zurückreiste, wissen wir nicht. Aber während er sich noch mit Lady Stanyan in Frankreich befand, entschied in London das Schicksal für ihn. Es versetzte den jungen Basler an die englische Gesandtschaft in Wien, damals den wichtigsten Posten in der Außenpolitik Großbritanniens, und bot ihm Gelegenheit, als Geschäftsträger während fast zwei Jahren zu zeigen, was in ihm steckte. Die Jahre in Wien genügten, um seine Vorgesetzten davon zu überzeugen, daß er auch für noch verantwortungreichere Aufgaben zu brauchen war.

Schaub war in London unter anderem auch einem gewissen Sir Richard Temple vorgestellt worden, einem Offizier in der Armee Marlboroughs, der sich auch durch unentwegte Stellungnahme für die jetzt herrschende Partei der Whigs hervorgetan hatte. Dieser Sir Richard wurde von dem neuen König Georg ausersehen, in seinem Namen nach Wien zu reisen, um dem Kaiser seine Erhebung auf den Thron von Großbritannien anzuzeigen. Mit dem Titel eines Lord Cobham in den oberen Adelsstand erhoben, erhielt er den Befehl, seine Reise ohne Verzug anzutreten. Vorher aber erklärte er noch seinem Freund Stanyan seinen Wunsch, keinen andern als Schaub zum Sekretär zu haben.

So erhielt dieser von Sir Abraham ein dringendes Schreiben nach Frankreich nachgeschickt, worin er aufgefordert wurde, sich in der Schweiz nicht aufzuhalten, sondern sofort weiterzureisen, damit er noch gleichzeitig mit Cobham in Wien eintreffen könne. Schaub wartete auf keine weiteren Mahnungen. Um den 25. November 1714 herum war er in der österreichischen Hauptstadt, nur wenige Tage später als der Gesandte.

Gegenüber Lord Cobham, der nicht Berufsdiplomat war, besaß Schaub bereits einige Erfahrung. Auch was die Kenntnis des Französischen und besonders die des Deutschen anbelangte, hatte er dem Gesandten wohl einiges voraus. Cobham hätte also kaum eine bessere Wahl treffen können. Von Stanyan erhielt Schaub noch einige Anweisungen über sein Verhalten in der neuen Stellung: «Da Lord Cobham neu ist in dieser Art von Ge-

schäften, müssen Sie ihn über Praxis und Bräuche belehren. Besonders darf man bei jedem Postabgang nicht vergessen, das Nachrichtenblatt in englischer Sprache zu verfassen und es dem diplomatischen Bericht beizulegen. Die Neuigkeiten kann er am Hof auflesen oder bei den anderen Gesandten. Sie müssen ihn aber daran erinnern.»

Die Thronbesteigung durch Georg I. hatte eine Neuorientierung der englischen Außenpolitik zur Folge. Zwar hatte England seit zwei Jahren Frieden mit Frankreich. Auch die anderen Verbündeten hatten mit König Ludwig Verträge geschlossen. Nur Spanien und der Kaiser befanden sich noch im Kriegszustand, da Kaiser Karl noch immer auf die Krone von Spanien Anspruch erhob. Auch sonst blieb die Lage ungewiß, weshalb man in England das Bedürfnis empfand, durch Bündnisse auf dem Festland die protestantische Thronfolge zu sichern. In dieser Absicht reiste gleichzeitig mit Lord Cobham der eine der beiden Staatssekretäre, Lord James Stanhope, nach Wien. Er wollte mit dem Kaiser und Holland das frühere Bündnis gegen Frankreich, die ehemalige Große Allianz, erneuern. Dieses Ziel erreichte er allerdings nicht. Wien stellte als Bedingung für ein Bündnis mit England, daß dieses ihm helfe, Spanien zu gewinnen. Stanhope lehnte es ganz entschieden ab, den Krieg mit Frankreich zu erneuern, und ließ die Verhandlung einstweilen liegen. Das Ziel der Wiederaufrichtung des Dreibundes blieb aber bestehen. Cobham sollte weiter darauf hinarbeiten, und gleichzeitig ging die englische Diplomatie im Haag an die Vorbereitung des Bündnisses mit den Generalstaaten.

Schaub wurde bald zum unentbehrlichen Mitarbeiter von Lord Cobham. Seine Sprachgewandtheit und sein rascher Verstand, die ihm erlaubten, auch umständlich erscheinende Geschäfte in klar verständlicher Weise zu Papier zu bringen, waren eine große Hilfe für den Gesandten, der bisher mehr den Degen als die Feder zu führen gewohnt gewesen war. Darüber hinaus aber wußte Schaub, wie früher in Bern, seinen Vorgesetzten auch persönlich für sich einzunehmen. Es entwickelte sich zwischen den beiden eine echte Freundschaft, ungeachtet des sozialen Unterschiedes zwischen dem englischen Lord und dem Basler Bürgerssohn. Diese Freundschaft gedieh nicht weniger im Schreibkabinett des Gesandten als bei feuchtfröhlichen Zusammenkünften mit militärischen Berufsgenossen Cobhams, bei denen, wie überliefert ist, Schaub trotz seiner Kleinheit seinen Mann gestellt hat. Ein solcher Zirkel bestand aus dem General von der Schulenburg, dem späteren berühmten Verteidiger von Korfu im Türkenkrieg, dem General Bonneval, einem Franzosen, der damals, bevor er in den

Dienst des Sultans trat, beim Kaiser diente, und dem General Berner, einem Holsteiner, der unter dem Prinzen Eugen kommandiert hatte. Schaub berichtet, was die drei äußerten, als sie nach Cobhams Rückreise nach England die Nachricht von dessen Vermählung empfangen. «Il s'éleva d'abord un grand Debat, Et ces trois Generaux furent de trois sentimens sur cette importante matiere. Mr Schulembourg dit qu'à coup sur vous seriez servi, comme vous avez servi les autres, Mr Bonneval que cet affront ne vous arrivera point, parcequ'il croit que vous vous y attendez; Et Mr Berner soutient, que vous vous ferez tant estimé et respecté de Madame Votre Epouse qu'elle ne pourra pas se resoudre à vous devenir infidelle.»

Politisch ereignete sich nichts mehr von Bedeutung, nachdem der Staatssekretär Stanhope Wien verlassen hatte, und auch im Haag schritten die Verhandlungen nur ganz langsam vor. Jedoch änderte sich die Situation für Schaub dadurch, daß Lord Cobham nach halbjähriger Tätigkeit seine Rückberufungsorder erhielt und im Mai 1715 Wien verließ. Schaub blieb allein zurück. Er sollte seinen Dienst bei Cobhams Nachfolger fortsetzen.

Natürlich durften bis zum Eintreffen desselben die Geschäfte nicht einfach liegenbleiben. Das sah Schaub ein. Ohne einen besonderen Auftrag zu haben, setzte er die Abfassung von Nachrichtenbriefen fort und sandte sie an Lord Cobham, damit sie dieser an die zuständige Stelle weiterleite. Aus irgendeinem Grund verzögerte sich jedoch in London die Ernennung eines neuen Gesandten für den Posten von Wien, und wie die Wochen und Monate verstrichen, konnte es nicht fehlen, daß da und dort der ehemalige Privatsekretär Schaub auch mit einem der kaiserlichen Minister ins Gespräch kam.

Als Sekretär des Gesandten war er über alle Geschäfte auf dem laufenden gehalten worden. Bei seiner leichten Auffassung und seinem guten Gedächtnis fiel es ihm nicht schwer, den Ministern des Kaisers Rede und Antwort zu stehen, wenn sie auf die politischen Dinge zu sprechen kamen. Er stand auch nicht an, wenn es sich als nützlich erwies, ihnen gegenüber die Auffassung der englischen Regierung zu vertreten, und die kluge Art, in der er das tat, bewirkte, daß sie begannen, sich auch über wichtigere Gegenstände mit ihm zu unterhalten. Bald durfte er sogar vertrauliche Eröffnungen entgegennehmen. Schaub lernte dabei besonders den Prinzen Eugen schätzen, der ihm erlaubte, jederzeit ohne langes Warten bei ihm vorzusprechen.

So dauerte es nicht lange, bis Cobham ihn aufforderte, seine Berichte an den Staatssekretär Townshend selbst zu adressieren. Die zwei ausführlichen Depeschen, die er daraufhin nach London sandte, fanden die volle Anerkennung des Staatssekretärs. Townshend schrieb an Schaub: «Ich muß Ihnen danken für den klaren und eingehenden Bericht über die Situation am Hof von Wien, die Sie mir gaben.» In einem weiteren Schreiben an Schaub hieß es, er habe das Vergnügen, Schaub zu versichern, «daß S. Majestät geruht hat, Ihren Fleiß und Ihre Sorgfalt zu bemerken... Sie wünscht, daß Sie sich weiterhin mit Ihrer bisherigen Geschicklichkeit bemühen, über Denkungsart und Auffassungen am kaiserlichen Hof Nachricht zu geben. Ihre Berichte sind sehr geschätzt.» Noch einmal zwei Wochen später erhielt Schaub die Mitteilung, daß man beschlossen habe, ihm einen seiner Stellung angemessenen Gehalt auszurichten, und daß ihm von jetzt an die Summe von zwei Pfund pro Tag zustehe. Schaub war nun offiziell als Geschäftsträger des Königs in Wien anerkannt.

Das erste Geschäft, das Schaub während der Dauer seines Wiener Aufenthaltes selbständig behandelte, war eine Angelegenheit, die sein eigenes Land, die Eidgenossenschaft, anging. Dort verhandelte man noch immer um den Frieden mit dem Abt von St. Gallen, mit dem im Villmerger Krieg die katholischen Orte verbündet gewesen waren. Von den besiegten Bundesgenossen verlassen, wies der Abt allein die Friedensanträge der Sieger, Zürichs und Berns, zurück. Er glaubte Anlaß zu der Hoffnung zu haben, beim Kaiser einen Rückhalt zu finden, und weigerte sich deshalb hartnäckig, mit den beiden reformierten Ständen an den Verhandlungstisch zu sitzen.

Die Regierung in London hätte gerne den Konflikt in der Schweiz beendet gesehen. Vor allem wünschte sie, zwischen den reformierten Orten und dem Kaiser alle Streitigkeiten aus dem Weg zu räumen. Es ging deshalb Schaub der Auftrag zu, am Kaiserhof von der Unterstützung des Abtes abzumahnern.

Schaub ging mit Feuereifer an die Arbeit, mußte aber bald erkennen, daß die kaiserlichen Mühlen sehr, sehr langsam mahlten. Die Verhandlungen kamen nicht vom Fleck und hatten kaum Fortschritte gemacht, als Schaub 1717 Wien verlassen mußte. Für ihn waren sie insofern von Bedeutung, als sie ihm Gelegenheit boten, gründliche Erfahrungen mit den Methoden und Eigenheiten der kaiserlichen Diplomatie zu machen. Die vermittelnde Stellung der englischen Regierung billigte er aus eigener Überzeugung, da

er darin ein Mittel sah, das Ansehen Großbritanniens als der Vormacht des Protestantismus zu vermehren.

Gleichzeitig mit ihm mühte sich der Freiherr von St-Saphorin in Wien um die Lösung des Konfliktes mit dem Abt. Er kam im Juni 1715 nach der Kaiserstadt, vom Berner Rat damit beauftragt, den äbtischen Agenten entgegenzuwirken. Dem Freiherrn von St-Saphorin hatte der junge Schaub für seine berufliche Entwicklung nicht wenig zu verdanken. St-Saphorin verfügte über einen reichen Schatz an politischer Erfahrung. Als Vertreter des Standes Bern bei den Friedensverhandlungen in Utrecht war er mit den maßgebenden Männern aller Nationen bekannt geworden und hatte, besonders unter den Vertretern der Seemächte, großes Ansehen gewonnen. Die Franzosen erblickten einen unbeugsamen Widersacher in ihm.

Die Toggenburger Angelegenheit war der einzige äußere Anlaß für St-Saphorins Aufenthalt in Wien. Die Achtung, die er allgemein genoß, bewirkte jedoch, daß er bald sowohl von den kaiserlichen wie von den fremden Ministern zu Rate gezogen wurde. Als er der englischen Regierung, von deren Mitgliedern Lord Townshend persönlich mit ihm befreundet war, seine Dienste anbot, schlug diese ein und ließ ihn zum kurfürstlich-hannoverschen Gesandten ernennen. In dieser Eigenschaft besorgte er während zehn Jahren die Geschäfte Englands in Wien. Dabei wußte besonders Lord Stanhope, der Mann, der nun allmählich die Leitung der Regierung in London in die Hand nahm, sich seiner diplomatischen Fähigkeiten zu bedienen.

Der Altersunterschied von mehr als zwanzig Jahren hinderte nicht, daß Schaub und St-Saphorin sich eng aneinander anschlossen. Der Ältere wurde zu einer Art von Mentor für den Jüngern und hat ihm wohl besonders in dieser Wiener Zeit viele Aufklärung und manchen praktischen Wink gegeben. Auf die gemeinsame Wiener Zeit gründet sich die politische Arbeitsgemeinschaft der beiden Schweizer, die den König von England als Dienstherrn gewählt hatten. In Großbritannien sahen sie beide die Macht, die imstande war, Frankreich im Zaum zu halten, ohne in Versuchung zu kommen, ihre Stärke zum Schaden der übrigen Staaten zu mißbrauchen. So befand sich ihre berufliche Stellung in Übereinstimmung mit ihren politischen Anschauungen und mit den Idealen, nach denen sie ihr Handeln richteten. Wie in der großen Politik, so standen die beiden auch in den Fragen der inneren Politik ihres eigenen Landes auf demselben Boden. Nur die sehr stark konfessionell bestimmte Einstellung des protestantischen Waadtländers hat sich der jüngere Basler nicht zu eigen gemacht. Schaub

brauchte früher selten und später nie religiöse Argumente, um seine Auffassung zu untermauern. Viel lieber zog er solche aus dem Bereich der überkonfessionellen Ethik heran.

Zwei gewiegte Diplomaten waren für einen Hof wie den kaiserlichen durchaus nicht zuviel. Das Wiener Verwaltungs- und Regierungs«system» von damals zeichnete sich durch eine übermäßige Kompliziertheit aus. Stellen des Reiches und solche der Hauslande, alle möglichen Kammern, Räte, Konferenzen, Büros arbeiteten über- und nebeneinander oder arbeiteten gelegentlich auch gar nicht, so daß selbst ein Eingeweihter sich nur schwer zurechtfinden konnte. Schaub fand sich verhältnismäßig rasch hinein, aber er beklagte sich oft über die Langsamkeit und Umständlichkeit des Getriebes. «C'est un grand Embarras, MyLord, que d'avoir à faire à cette Cour. Les Ministres sont d'une dissipation et d'une inapplication au delà de tout ce qu'on peut s'imaginer. On ne peut leur parler presque qu'en courant. Sont ils informés, il faut les presser, mais c'est alors qu'ils sont sur leur garde. Ils craignent de rien faire l'un sans l'autre. Ils s'absentent tour à tour. Il se passe des quatre ou cinq mois avant qu'on puisse les assembler. Alors ils ont oublié ce qu'on leur a dit et ils n'ont pas la patience de se le laisser redire; avec cela ils ont nombre d'affaires sur les bras qu'ils veulent régler dans la meme Conférence, et de cette maniere ils prennent tout d'un coup des resolutions, auxquelles on ne s'attend point, Et qu'ils ne soutiennent souvent par aucune raison que parce qu'ils les ont prises.»

Die Verhandlungen der englischen Regierung um die Wiederaufrichtung der Tripelallianz kamen noch immer nur sehr mühsam vom Fleck. Schaub vermochte nur wenig zu tun, sie zu fördern. Obwohl sie selbst von England unannehmbare Bedingungen forderten, ärgerten sich die Kaiserlichen darüber, daß dessen Regierung auch im Haag unterhandelte, um zu versuchen, von dort her das Dreierbündnis aufzubauen. Im Sommer 1715 brach in Schottland ein Aufstand der Anhänger des von der englischen Thronfolge ausgeschlossenen Stuart-Prätendenten aus, was die Regierung König Georgs veranlaßte, kurzerhand ohne den Kaiser ein Bündnis mit Holland allein abzuschließen. Das vermehrte noch das Mißvergnügen in Wien.

Schaub bekam von den Kaiserlichen einige Male scharfe Äußerungen zu hören. Er mahnte seine Regierung immer wieder, einen Gesandten nach Wien zu schicken, welcher mit größerer Autorität als er die Auffassung des Königs von England vertreten könne. Seine Politik mußte nun darauf abzielen, für die Handlungsweise Englands Verständnis zu gewinnen und

gleichzeitig nichts zu sagen, was die Bündnisfähigkeit Englands in den Augen der Kaiserlichen herabsetzen konnte.

Die Unterdrückung des Stuart-Aufstandes und andererseits der den kaiserlichen Ländern drohende Türkenkrieg veränderte schließlich die Lage wieder zugunsten Englands. Es konnte im Juni 1716 zwar nicht die Tripelallianz, aber doch ein Beistandspakt zwischen England und dem Kaiser geschlossen werden. Schaub tat sein möglichstes, um die Unterhandlungen darüber, die in London geführt wurden, zu unterstützen. Er diskutierte den Vertragsentwurf eingehend mit den kaiserlichen Ministern, und es gelang ihm auch, sie in gewissen Punkten der englischen Auffassung näherzubringen.

Im November 1716 traf endlich ein neuer Gesandter in Wien ein. Es war Sir Abraham Stanyan, dessen Ernennung Schaub insgeheim gewünscht und sogar, soweit es ihm seine Stellung gestattete, gefördert hatte. Mit Stanyans Amtsantritt trat Schaub natürlicherweise wieder in den Hintergrund. Kurz vorher aber hatte er noch Gelegenheit, seiner Regierung eine bedeutsame Mitteilung zu machen. Einer der kaiserlichen Minister hatte ihm nämlich zu verstehen gegeben, daß der Kaiser unter Umständen doch auf seine Ansprüche auf Spanien verzichten könne. Dafür wolle er seine Stellung in Italien befestigen.

Diese Änderung in der Haltung des Kaisers war darum von großer Tragweite, weil damit die Überwindung der großen europäischen Gegensätze zwischen Frankreich und Spanien einerseits und dem Kaiser und England andererseits als Möglichkeit ins Blickfeld trat. Lord Stanhope war damals schon mit der Ausarbeitung eines solchen umfassenden Planes beschäftigt. Als erster Ansatzpunkt bot sich ihm Frankreich. Dort regierte im Namen des unmündigen Königs, Ludwigs XV., der Herzog Philipp von Orléans, der aus persönlichen dynastischen Gründen ein Interesse an einem Zusammengehen mit England besaß. Stanhope knüpfte mit ihm im Winter 1716 geheime Verhandlungen an.

Wenn jetzt der Kaiser zu verstehen gab, daß er unter Umständen auf seine spanischen Ansprüche verzichten könne, so hieß das, daß auch die Bereinigung des spanisch-kaiserlichen Konfliktes in den Plan einbezogen werden konnte. Für das Gelingen entscheidend war, ob es möglich sein werde, die beiden Gegner wirklich zur Annahme eines Vermittlungsprojektes zu bewegen. Es war bis dahin nicht mehr als eine Möglichkeit. Starke Maßnahmen mußten gefunden werden, um die noch bestehende Eroberungslust und das gegenseitige Mißtrauen zu überwinden.

Stanhope beschloß, das Bündnis mit dem Regenten von Frankreich zum Eckpfeiler seines Befriedungsplanes zu machen. Zwar hatte sich der Herzog von Orléans im eigenen Lande einer starken Gegnerschaft zu erwehren. Aber Stanhope war bereit, es auch mit ihr aufzunehmen. In dem Vertrauten des Herzogs, dem Abbé Dubois, fand er einen geschickten Helfer.

Schaub war berufen, in der Verwirklichung dieses großen Projektes, in dem England in Europa die Führung übernahm, eine ziemlich wichtige Rolle zu spielen. Das neue Bündnissystem, das in der Quadrupelallianz von 1718 seinen ersten entscheidenden Abschluß finden sollte, nahm im Lauf des Winters 1716 und im folgenden Jahr 1717 Gestalt an. Die französisch-englische Entente wurde besiegelt und Holland schloß sich den beiden Westmächten an. Schaub verbrachte diese Zeit als eine Art Gesandtschaftsattaché in Wien. St-Saphorin führte die Besprechungen über den Vermittlungsplan mit den kaiserlichen Ministern und hielt Stanhope über ihre wechselnden Meinungen auf dem laufenden.

Das Programm, das von den westlichen Verbündeten, unter stetiger Fühlungnahme mit Wien, ausgearbeitet wurde, sah als wichtigsten Punkt eine allgemeine und gegenseitige Anerkennung der Thronrechte und des de facto bestehenden territorialen Besitzstandes vor. Dem Kaiser stellte man für seinen Verzicht auf Spanien die Erwerbung des Königreiches Sizilien in Aussicht, dem König von Spanien als Entschädigung für seinen Verzicht auf die habsburgischen Länder die Gründung einer bourbonischen Sekundogenitur in Mittelitalien.

Lord Stanhopes Gehilfe

Im Herbst 1717 erhielt Schaub von London den Befehl, nach England zu kommen und eine neue Stelle als Sekretär bei Lord Stanhope anzutreten. Es war nicht zufällig, daß der englische Minister bei seiner Wahl auf den jungen Schweizer verfiel. Nicht nur, weil Schaub sich durch besondere diplomatische Fähigkeiten auszeichnete, entschloß er sich für ihn. Wichtig war ihm wohl in erster Linie, in Schaub einen Mann zu haben, der sich in besonderem Maß für die neue Richtung eignete, in die er die englische Außenpolitik zwang. Stanhopes Ideen setzten eine grundsätzliche Änderung des bisherigen englischen Bündnissystems voraus. An die Stelle des Kaisers als Hauptbundesgenossen setzte er kühn Frankreich, das unter dem Regenten mit England zusammen den Hauptstützpfiler der Qua-

drupelallianz bilden sollte. Eine so ungewohnte Politik ohne inneren Widerstand zu unterstützen, fiel den meisten damaligen englischen Diplomaten sehr schwer. Schaub war von allen Vorurteilen frei. Er hatte gelernt, in England diejenige Macht zu erblicken, die eine unparteiliche Balancepolitik zu führen imstande war, und er hatte keine Bedenken, auch mit ehemaligen Feinden Englands zusammenzuarbeiten, wenn dies zur Erreichung des allgemeinen Zieles als dienlich erschien.

Als Sekretär des leitenden Ministers Großbritanniens wohnte Schaub allen wichtigen Verhandlungen und Entscheiden bei. Stanhope sah aber bald, daß sein Gehilfe auch für die Übernahme von selbständigen Aufträgen geeignet war. Während des Jahres 1717 begann die politische Situation in Europa sich zuzuspitzen. Zur gleichen Zeit, wo Stanhope mit dem Kaiser, dem Regenten und den Generalstaaten verhandelte, rüstete Spanien unter der Leitung des Kardinals Alberoni eine große Flotte aus. Diese landete eines Tages unversehens auf der Insel Sardinien, und die mitgeführten Truppen besetzten in kurzer Zeit das ganze Land. Bald darauf, im Anfang des folgenden Jahres, griffen die Spanier auch Sizilien an, das Land, das nach Stanhopes Plan dem Kaiser zufallen sollte. Um so rascher rückten dafür in London die Verhandlungen der übrigen Mächte vor. Noch im Januar 1718 wurde das Projekt der Quadrupelallianz fertig ausgearbeitet, mit geringen Abweichungen in der Gestalt, die es schon seit einem Jahr besaß.

Es fehlten nur noch die Unterschriften des Regenten und des Kaisers. Sie in Paris und Wien zu erlangen, war der Auftrag, den Stanhopes Sekretär nun erhielt. Es handelte sich aber bei dieser Aufgabe um mehr als nur darum, ein Vertragsprojekt zum Unterschreiben zu überbringen. Da der neue Entwurf im Vergleich mit dem früheren die Bedingungen für den Kaiser etwas verschlechterte, war zwar mit ziemlicher Sicherheit auf das Einverständnis des Regenten zu rechnen. Ob aber Wien nicht noch Einwendungen machen würde, konnte man nicht wissen.

Mehr als die Übrigen begleitete der Abbé Dubois die Reise Schaub's mit seinen Wünschen. Als Vertrauter des Regenten und sein Abgesandter in London führte er für ihn mit Stanhope die Verhandlungen, die auf eine enge Verbindung Frankreichs mit England abzielten. Er hatte eine sehr vorteilhafte Meinung von Schaub bekommen, die er dem Regenten mitteilte: «C'est un fort honnête garçon, très droit, sans intérêt, qu'il faut pourtant gagner par des caresses et de solides arguments.» Wie großes Vertrauen er in Schaub setzte, schrieb er diesem am Schluß eines an ihn

gerichteten Briefes: « Vous jugez bien que nous attendrons votre retour avec une grande impatience : la mienne est pleine de confiance comme celle des dévots de bonne foi. Vous serez un des saints de ma chapelle, surtout si vous êtes persuadé autant que je le souhaite de l'estime avec laquelle je suis &c. »

Schaub war am 8. Februar 1718 in Paris und wurde vom Regenten mit großem Zuvorkommen empfangen. Er versuchte, ihn zu Zugeständnissen an den Kaiser zu bewegen, drang jedoch nicht durch. Aber der Regent stellte auch keine neuen Forderungen auf, sondern ließ den Entwurf, so wie er war, stehen. Auch nahm er wohlwollend Schaub's Mahnung entgegen, sich besser als bisher gegen die Partei am Hof zur Wehr zu setzen, die das Zusammengehen mit England bekämpfte. Schaub war nach zehn Tagen am Ziel und konnte schon am 18. seine Reise nach Wien fortsetzen.

In Wien verband sich Schaub mit St-Saphorin, dem dort amtierenden Vertreter des Königs. Die Aussichten auf die Einwilligung des Kaisers schienen anfänglich alles andere als günstig zu sein. Denn in Wien war man nur wenig erfreut über den Plan, in Mittelitalien einen Bourbonenprinzen zu etablieren. Allgemeine Erwägungen vermochten aber schließlich doch die Kaiserlichen dazu zu bewegen, sich den Umständen zu fügen, und nachdem Schaub und St-Saphorin geduldig abgewartet hatten, bis das Vertragsprojekt die vielen Kammern und Kommissionen der Reihe nach durchlaufen hatte, erhielten sie am Ende von fast drei Monaten den Bescheid, daß der Kaiser den Vertrag unterzeichnen wolle. Eine einzige beigefügte Klausel war so, daß man hoffen konnte, auch der Regent würde sie annehmen.

Ganz unverhofft traf Schaub bei seiner Rückreise auf neue, nun sehr ernstliche Schwierigkeiten in der französischen Hauptstadt. Während er nichtsahnend darauf wartete, zur Entgegennahme der endgültigen Zustimmung zum Regenten berufen zu werden, stellte es sich heraus, daß während Schaub's Aufenthalt in Wien die Gegenpartei die Oberhand gewonnen hatte und nahe daran war, den Regenten von dem Bündnis mit England wieder abzubringen. Schaub erkannte, daß er hier nichts ausrichten konnte, und reiste unverzüglich nach London zurück.

Als er Freitag, den 4. Juni, dort eintraf, war schon alles in Bewegung geraten. Stanhope hatte sich beim Empfang der bösen Nachricht aus Paris sofort entschlossen, selbst nach Frankreich zu gehen. Schaub fand kaum die Zeit, dem König in einer raschen Audienz Bericht abzustatten. Am

Sonntag schon eilte er Stanhope nach, um ihn noch auf der Straße nach Dover einzuholen.

Es gelang Stanhope, dank seiner persönlichen Überlegenheit und dank dem Ansehen, das er bei dem Regenten genoß, diesen bei der Stange zu halten und sogar der Gegenpartei einen schweren Schlag zu versetzen. Hier endlich wurde der Quadrupelallianzvertrag ins reine gebracht. Dadurch sollten sich die vier Mächte England, Frankreich, Holland und der Kaiser zur Durchführung eines Friedensplanes verbünden und diesen Plan der fünften Macht, Spanien, wenn nötig mit Gewalt aufzwingen. Die Quadrupelallianz wurde zur Grundlage der englisch-französischen Ausgleichspolitik für das nächste Jahrzehnt.

Schaub war nicht imstande gewesen, die Gegenkräfte am französischen Hof zu überwinden. Seine Leistung war trotzdem nicht gering. Ihm schrieben es die englischen Minister vor allem zu, daß der Kaiser schließlich den Vertrag annahm, und der das bezeugt, ist der Herzog von St-Simon, der sonst für den «Suisse, grand fripon, nommé Schaub» nur hochnäsige Verachtung übrig hatte.

Es gab kein Ausruhen im Dienste Lord Stanhopes. Dieser beschloß, nachdem er in Paris alles geordnet hatte, gleich nach Madrid weiterzureisen. Er wollte versuchen, den König von Spanien und seinen kampflustigen Minister Alberoni von weiterem Unheil abzuhalten. Schaub mußte ihn natürlich begleiten. «Ne suis-je pas bien chanceux?» schrieb er hocherfreut an einen Freund; «J'ay fait le Voyage de Vienne au Degel, et je vais faire celui d'Espagne aux Canicules.» Aber die Rückreise von Madrid fiel für Schaub weniger angenehm aus als die Hinreise. Stanhopes persönliche Vorstellungen machten keinen Eindruck auf König Philipp, der sich nach der Besetzung von Sardinien und Sizilien stark genug glaubte, den Alliierten Widerstand zu leisten. In jenem Augenblick freilich fiel gerade die Entscheidung im Mittelmeer. Eine englische Flotte stieß mit dem spanischen Geschwader, das die Expeditionstruppen nach den beiden Inseln transportiert hatte, zusammen und vernichtete es vollständig. Stanhope hatte kaum Madrid verlassen, als die Nachricht von der Niederlage in Spanien bekannt wurde. Es galt, möglichst rasch die Grenze zu erreichen. Schaub wurde auf dieser beschleunigten Rückreise von einem heftigen Fieber ergriffen, so daß Stanhope alle Mühe hatte, ihn über die französische Grenze zu bringen. In Bayonne ließ er ihn zurück, wie man nachträglich erfährt, in der angenehmen Pflege von freundlichen Damen. Nach einiger Zeit wiederhergestellt, vollendete Schaub die Rückreise nach London.

Die Stellung als Gehilfe des leitenden Ministers und die Geschicklichkeit, mit der er sich seines Auftrages in Paris und Wien entledigt hatte, verschafften Schaub eine gewisse Geltung in den diplomatischen Kreisen. Auch am Hof war er gern gesehen, teils wegen seines angenehmen und lebhaften Wesens, teils auch, weil man seine Offenheit und Zuverlässigkeit schätzen lernte. So durfte er es wagen, sich an den Auseinandersetzungen zwischen der englischen und der hannoveranischen Partei am Hof König Georgs zu beteiligen. In London war man dankbar für seine Mithilfe. Sie trug ihm die Anerkennung des damaligen Staatssekretärs Craggs ein, der ihm einmal schrieb: seit je habe er seine Klugheit und seine beachtliche Begabung zu schätzen gewußt, jetzt aber sei er überzeugt, daß es auf der Welt keinen ehrlicheren Mann als Schaub gebe.

Bei aller Beschäftigung mit der großen Politik und in dem Getriebe des Hoflebens wußte sich Schaub aber doch immer noch seiner eigenen Heimat verpflichtet. Der Abbé Dubois konnte einem Minister in Paris den Rat geben, Stanhopes Sekretär dadurch zu gewinnen, daß man ihm Vorteile für die Stadt Basel versprach. Den Baslern selbst allerdings muß Schaub durch sein Benehmen auch Anlaß zu Kritik geboten haben, vielleicht, weil er sein gehobenes Selbstgefühl etwas zu unbescheiden zur Schau stellte. Davon spricht Franz Christ, Schaub's ehemaliger Studiengenosse, der ihn im Frühjahr 1718 in Paris aufsuchte, in einem Brief an den jüngeren Nikolaus Bernoulli. «Er ist im übrigen bey dem König sehr wohl daran und ist ein großer ruhm für ihn, daß ihme ein solch wichtiges Werck zu negociiren, ist anvertraut worden, er ist die meiste zeit gantz allein mit dem Regent in conferenz gewesen, der, wie ich gehört, ihne sonderbar solle caressiret haben. Als ihne zu Paris salutiret, hat er mir mit größter fründlichkeit begegnet und weil er keine zeit als die frühen morgenstunden vor sich überig hatte, hat er mich gebetten, so lang er sich zu Paris aufhalten wurde, alsdan ihne kommen besuchen. Er hat gantz familiar und gleich in vorigen zeiten mich aufgenommen und habe ich keinen hochmuth an ihme gespüret, wundert mich deswegen, daß er hat mögen vor unseren Landsleuten bravades machen, die wenig wissen zu unterscheiden, was ein wahrer merite und falscher schein ist: du weißest aber daß er allezeit auf die sauberkeit und köstlichkeit in kleidern gesehen, so daß ihme einiger maßen zu verzeihen, wan er jetzo, da er die mittel und gelegenheit darzu hat, seines hertzens lust erfüllet, weil er ohne das als ein Hofman darauf zu sehen genöhtiget ist.»

Im Jahre 1720 reiste Schaub mit einem politischen Auftrag nach Spanien.

Auch diese Mission stand, wie die von 1718, im Zusammenhang mit der Quadrupelallianz. Zwischen den verbündeten Mächten und Spanien waren die diplomatischen Beziehungen noch immer unterbrochen. König Philipp hatte zwar im Dezember 1719 den Kardinal Alberoni fortgejagt. Aber er weigerte sich nach wie vor, die von den Alliierten aufgestellten Bedingungen anzuerkennen. Im darauffolgenden Januar gaben die Minister der Mächte in Paris die Erklärung ab, daß so lange kein Friede sein könne, als Spanien die Bedingungen nicht erfülle.

Stanhopes Sekretär fiel es zu, diese Erklärung nach Madrid zu tragen. Obwohl englischer Diplomat, handelte er in Wirklichkeit bei dieser Mission als Beauftragter aller Verbündeten. Von Stanhope erhielt er außerdem den Auftrag, England eine feste politische Stellung am spanischen Hof zu schaffen. Im besonderen sollte er von König Philipp die Wiederherstellung der früheren britischen Handelsvorrechte in den spanischen Kolonien erlangen.

Das erste, was Schaub bei seiner Ankunft in Madrid am 8. Februar 1720 erfuhr, war, daß König Philipp ihm zuvorgekommen war und seinen Beitritt zur Quadrupelallianz erklärt hatte. Schaub konnte sich darauf beschränken, darüber zu wachen, daß der Vertrag auch wirklich ausgeführt wurde. Auch das war gar nicht so leicht, da die spanischen Minister ihre Handlungen mit Geschick zu verschleiern wußten. Aber der König hielt, wenn auch widerstrebend, sein Wort. Die Inseln wurden termingemäß von den spanischen Truppen evakuiert.

Große Mühe kosteten dafür Schaub die Verhandlungen um die englischen Handelsprivilegien. Im Sinne Stanhopes faßte er seine Aufgabe so auf, daß es nicht in erster Linie darum ging, Englands Sonderinteressen zum voraus sicherzustellen, sondern daß er zuallererst danach streben mußte, den englischen Einfluß in Madrid fest zu verankern und den König dazu zu bringen, daß er in England mehr Vertrauen setzte als in die übrigen Staaten. Das war die Politik Stanhopes, der vor allem darauf hinarbeitete, England die Führung im europäischen Staatenkonzert zu verschaffen.

Das Schwierige an Schaub's Aufgabe lag darin, daß die natürliche Anziehungskraft zwischen Spanien und Frankreich stärker war als die zwischen Spanien und England. Schaub fühlte bei seinen Besprechungen in Madrid sehr deutlich das Vorhandensein dieser Gefahr und mahnte darum seine Vorgesetzten, vor allem das Verhältnis zu Frankreich keiner Belastung auszusetzen. Für England führe der Weg nach Madrid über Paris, und Spanien könne man nur halten, solange man mit dem Regenten

gut stehe. Schaub war auch der Ansicht, daß es nicht angehe, das Vertrauen des Herzogs von Orléans zu mißbrauchen, der bis dahin als treuer Bundesgenosse gehandelt habe. Aus diesem Grund müsse man der Versuchung widerstehen, sich ohne Frankreich um augenblicklicher Vorteile willen mit Spanien zu vereinbaren.

Die Schwäche von Schaub's Stellung als Vertreter der englischen Interessen kam mit aller Deutlichkeit bei der Frage von Gibraltar zum Vorschein. Er war ermächtigt, dem König von Spanien als Gegenwert für die Wiederherstellung der Handelsvorrechte die eventuelle Rückgabe dieses Hafens, den England im Spanischen Erbfolgekrieg eingenommen hatte, in Aussicht zu stellen. Der Regent hörte von dieser Absicht. Um sich beim König Philipp beliebt zu machen, ordnete er einen Sondergesandten nach London ab, der König Georg mahnen sollte, die Restitution von Gibraltar bald auszuführen. Der spanische König schloß unmittelbar daraus, daß der Regent sich von England getrennt habe und auf seine Seite übergetreten sei. Schaub wurde am Hof sofort kaltgestellt, so daß er einen Augenblick glaubte, seine Mission in Madrid vorzeitig abbrechen zu müssen.

So schlimm stand es nun allerdings nicht. Stanhope reiste einmal mehr nach Paris und beseitigte das Mißverständnis. Als der König von Spanien eingesehen hatte, daß er vergebens auf ein Zerwürfnis zwischen Frankreich und England hoffte, fand Schaub bei den spanischen Ministern wieder Gehör.

Eine andere Wirkung dieses Zwischenfalles war aber, daß es der Opposition in England gelang, in der Öffentlichkeit den Widerstand gegen die Preisgabe des Felsens von Gibraltar wachzurufen. Die Regierung sah sich gezwungen, die Sache einstweilen auf sich beruhen zu lassen. Für Schaub hatte es zur Folge, daß er in Madrid, außer der Versicherung von König Georgs gutem Willen, beinahe gar nichts mehr anzubieten hatte. König Philipp ließ ihm schließlich erklären, daß er ohne eine feste Aussicht auf die Wiedergewinnung von Gibraltar die englischen Handelsvorrechte nicht wiederherstellen werde. Alle Vertröstungen Schaub's auf einen späteren günstigeren Zeitpunkt vermochten ihn in dieser Haltung nicht zu erschüttern.

Im Juli wurde Schaub von dem Obersten William Stanhope, dem früheren englischen Gesandten in Madrid, abgelöst. Gemessen an dem, was man ihm bei seiner Abreise von Paris aufgetragen hatte, waren die Ergebnisse seiner Mission gering. Trotz ziemlich widrigen Umständen hatte er es aber doch fertiggebracht, den König von Spanien an guten Beziehungen mit

England zu interessieren. Er hatte eine Annäherung Spaniens an Frankreich verhindert und gleichzeitig das Vertrauen des Regenten in die Aufrichtigkeit der englischen Politik befestigt. Das war, in einem weiteren Zusammenhang gesehen, von großer Bedeutung für den Ausbau von Englands Führerstellung auf dem Kontinent, und später zeigte es sich, daß England auch materiell auf diesem Wege mehr zu gewinnen hatte, als wenn Schaub zuerst die momentanen Vorteile gesucht hätte.

Sein Verhalten in Madrid gewann denn auch die volle Anerkennung seiner Vorgesetzten. Diese fand ihren Ausdruck in dem Entschluß König Georgs, ihn in den Adelsstand zu erheben. Schaub wurde am 20. Oktober 1720 auf dem königlichen Landsitz Göhre im Lüneburgischen zum Ritter geschlagen. Man darf sagen, daß Sir Luke sich diese Auszeichnung ausschließlich durch eigene Kraft gewonnen hat.

Englischer Gesandter in Paris

Das nächste Jahr, 1721, brachte die Krönung von Schaub's Laufbahn im englischen Dienst, die Gesandtschaft in Paris. Daß ein Posten von dieser Wichtigkeit einem erst 31jährigen Diplomaten nichtbritischer Nationalität anvertraut wurde, war auch für die Verhältnisse des 18. Jahrhunderts etwas Ungewöhnliches. Die Erklärung findet sich in den besonderen Umständen der damaligen außenpolitischen Situation Englands.

Den unmittelbaren Anlaß zu der Entsendung des Chevalier Schaub nach Paris gab der plötzliche Tod von Lord Stanhope, dem Manne, der als leitender Minister des Königreiches das neue Staatensystem in Europa aufgebaut und England darin die Führung verschafft hatte. So eng war dieses System mit der Persönlichkeit Stanhopes verknüpft, daß sein Ausscheiden von den Gegnern des Systems im Inland und auf dem Kontinent als unmittelbare Aufforderung wirkte, sich dagegen aufzulehnen. In London erkannte man als vordringlich die möglichst rasche Sicherung des Bündnisses mit Frankreich und beschloß deshalb, unverzüglich an den Regenten eine Botschaft zu richten, um alle Zweifel daran zu beheben, daß England die Politik Stanhopes fortsetzen werde.

Diese Versicherung der englischen Freundschaft nach Paris zu bringen, war niemand besser geeignet als Sir Luke. Als engster Mitarbeiter Stanhopes hatte er sich wie kein anderer dessen Ideen zu eigen gemacht. Er stand auf gutem Fuß mit dem Regenten und dessen Minister Dubois, mit

denen er häufig verhandelt hatte, und da er überdies das Vertrauen des Königs und Lord Carterets, des neuen Staatssekretärs, besaß, war er auch imstande, in Paris mit der nötigen Autorität zu sprechen.

Die Mission war zunächst nur als eine zeitlich beschränkte gedacht. Bald erwies es sich jedoch als nötig, den bisherigen englischen Gesandten am französischen Hof, weil er das Vertrauen des Ministers Dubois nicht besaß, abuberufen, und es ergab sich von selbst, daß Schaub seine Nachfolge antrat. So erhielt er im April 1722 den offiziellen Status eines englischen Residenten, den höchsten, der für ihn als Ausländer zulässig war. Die Höhe seines Gehaltes aber entsprach der eines Gesandten, dessen Funktion er auch tatsächlich ausübte.

Als Vertrauensmann von Lord Stanhope ging Schaub nach Paris, und unter dem Zeichen von Stanhopes europäischer Gleichgewichtspolitik standen die drei Jahre seiner Tätigkeit am französischen Hof. Die Voraussetzung für eine erfolgreiche Fortführung dieser Politik war die reibungslose Zusammenarbeit zwischen den beiden Westmächten. Sie zu befördern, machte sich darum Schaub zur ersten Pflicht.

Die Politik der Quadrupelallianz hatte in Paris ihre festeste Stütze an Dubois, der durch sie zu seiner Stellung als erster Minister des Regenten gekommen war. Aber Dubois wurde heftig befehdet durch einflußreiche Gegner, meistens Persönlichkeiten, die der sogenannten «Partei des alten Hofes» nahestanden. Schaub suchte, soweit es ihm möglich war, Dubois' Stellung gegenüber diesen Einflüssen zu festigen. Einige Male intervenierte er deswegen persönlich bei dem Regenten.

Zwischen Dubois und ihm entwickelte sich mit der Zeit eine persönliche Freundschaft. Entsprungen aus dem Boden politischer Zusammenarbeit, wuchs sie sich zu einem engen Verhältnis aus, das sich auf gegenseitige Wertschätzung gründete. Das war darum nicht selbstverständlich, weil Dubois nicht leicht jemand sein Vertrauen schenkte. Schaub konnte es gewinnen, weil er ihm offen, ohne Vorurteil, und mit dem Willen, ihn zu verstehen, gegenübertrat. Auch unter den Franzosen befand sich niemand, der mit ihm so vertraulich umgehen durfte wie Schaub.

Die Auseinandersetzung zwischen der «Partei des alten Hofes» und dem Minister entschied sich zuungunsten jener. Einer nach dem andern mußten die Gegner Dubois' das Feld räumen und sich in die Verbannung in der Provinz begeben. Dubois wurde zum Erzbischof von Cambrai erhoben und erlangte bald darauf die Würde eines Kardinals. Er setzte es durch, daß ihm endlich auch die Stellung des Premierministers verliehen wurde, mit

der gleichen Machtvollkommenheit, wie sie vor ihm Richelieu und Mazarin besessen hatten. Von da an war er so gut wie unangreifbar.

Für die guten Beziehungen zwischen London und Paris war Schaub's Freundschaft mit dem Kardinal Dubois von unschätzbarem Vorteil. Dies erwies sich besonders am Anfang von Schaub's Aufenthalt am französischen Hof, als der Regent ein Abkommen mit dem König von Spanien schloß und bald darauf auch eine Heiratsverbindung mit dem spanischen Bourbonenhaus verabredete. Schaub überzeuete sich davon, daß diese französisch-spanische Annäherung den englischen Interessen nicht zuwiderlief, wenn man zu verhindern wußte, daß der französische Einfluß in Madrid sich an die Stelle des englischen setzte. Es war nötig, dies auch den Ministern in London zu sagen, damit nicht neues Mißtrauen das Verhältnis zwischen den verbündeten Westmächten trübte. Durch den Beitritt Englands zu dem französisch-spanischen Abkommen gelang es, diese Gefahr zu vermeiden.

Eine leichte Verlagerung des englischen Bündnissystems auf die spanische Seite war damals ohnehin nötig geworden, um eine eingetretene Verschiebung des internationalen Kräftegleichgewichtes zu korrigieren. Bis vor kurzem hatte sich die Politik der beiden Führermächte in der Quadrupelallianz, Englands und Frankreichs, gegen Spanien gerichtet, das sich den festgelegten Friedensbestimmungen nicht fügen wollte. Von dem Augenblick an aber, da der König von Spanien dem Vertrag beigetreten war und die damit verbundenen Verpflichtungen — hauptsächlich die Räumung von Sardinien und Sizilien — erfüllt hatte, oblag es selbstverständlich den Vermittlern, nun auch dafür zu sorgen, daß die zugunsten von Spanien lautenden Artikel des Quadrupelallianzvertrages ausgeführt wurden. Die betreffenden Artikel stipulierten, daß in Mittelitalien für einen Sohn König Philipps ein Fürstentum gegründet werden sollte.

Das gefiel nun wieder dem Kaiser nicht. Er hatte nichts dagegen eingewandt, daß die englische Flotte für ihn den Spaniern Sizilien abnahm. Aber jetzt begann er sich gegen die Errichtung des bourbonischen Staates in Italien zu wehren, was ihm um so leichter wurde, als er damals zu Lande den übrigen Mächten militärisch überlegen war.

Wenn also damals England und Frankreich eine Annäherung an Spanien vollzogen, so geschah es nicht allein, um diesem besser zu seinem Recht zu verhelfen, sondern ebensosehr, um die Vergrößerung der kaiserlichen Macht zu contrebancieren.

Der entscheidende Einfluß, den England auf die politische Entwicklung

in Europa ausübte, ging über das Bündnis mit Frankreich. Nachdem die Krise zur Zeit von Stanhopes Tod überwunden war, beeinträchtigte nichts mehr das gute Einvernehmen zwischen den beiden Mächten, so daß sie imstande waren, mit Festigkeit den sich widerstreitenden Forderungen des Kaisers und des Königs von Spanien entgegenzutreten.

Zwei Punkte blieben noch zu erledigen zur Vollendung des Werkes der Quadrupelallianz. Der erste bestand in dem Austausch der Renunziationen. Durch sie mußte der Kaiser auf alle seine Ansprüche auf die Länder des spanischen Königs Verzicht leisten, und entsprechend König Philipp auf die Besitzungen des Kaisers. Der zweite betraf die rechtliche Regelung der Besitzergreifung des zu gründenden Fürstentumes in Italien durch den Sohn des Königs. Der Kaiser hatte zu diesem Behuf die sogenannten Investituren (Einsetzungsurkunden) auszustellen.

Die Verhandlungen darüber begannen nicht lange nach der Ankunft des Chevalier Schaub in Paris. Sie fanden den Umständen zufolge natürlicherweise ihren Mittelpunkt in der französischen Hauptstadt, wo sich Schaub ihrer mit seiner ausgebreiteten Sachkenntnis und seinem ganz besonders für das Finden von Ausgleichslösungen geeigneten diplomatischen Geschick annahm. Der Kardinal Dubois arbeitete loyal mit ihm zusammen, und der Staatssekretär Lord Carteret in London unterstützte ihn, indem er die Billigung von König Georg für das von ihm vorgeschlagene Vorgehen einholte. In Wien arbeitete St-Saphorin im gleichen Sinn wie Schaub.

Es war eigentlich von den Mächten vereinbart worden, die noch offenen Fragen an einem internationalen Kongreß zu bereinigen. Dieser hätte schon 1720 in Cambrai zusammentreten sollen. Jedoch sahen die Vermittlerregierungen rechtzeitig ein, daß eine Einigung nie und nimmer erzielt würde, wenn man es zuließ, daß die Vertreter des Kaisers und des Königs sich unmittelbar gegenübertraten. Es wurde deshalb beschlossen, die entscheidenden Punkte zum voraus zu erledigen und den Kongreß erst zu eröffnen, wenn es sicher war, daß dort niemand mehr Schaden anrichten konnte.

Das erwies sich als das richtige Verfahren, wie sich an den Ereignissen des Jahres 1722 zeigte. In diesem Jahr spitzte sich der spanisch-kaiserliche Gegensatz plötzlich aufs neue zu, so daß es eine Zeitlang schien, als ob die beiden Gegner ihren Streit doch noch mit den Waffen austragen wollten. Der unbeirrbareren Haltung Frankreichs und Englands gelang es aber, den Ausbruch des Kampfes zu verhindern.

Die Verhandlungen um die Renunziationen und die Investituren nahmen

fast soviel Zeit in Anspruch, wie Schaub's Mission in Paris dauerte. Die ersteren wurden im Lauf des Jahres 1721 unter fortwährenden Einsprachen der beiden Parteien im Text ausgearbeitet und die Akte im November in London ausgetauscht. Noch größere Mühe kostete es, dem Kaiser die Investituren für den Bourbonenprinzen zu entreißen. Der Verschleppungstaktik und den Quertreibereien der kaiserlichen Kanzleien und Kommissionen gelang es, ihre Ausstellung bis in das Jahr 1724 hinauszuziehen. Das Sicherheitsbedürfnis des spanischen Königs erleichterte den Vermittlern ihre Aufgabe auch nicht. So bedeutete es einen großen Erfolg, daß im Januar dieses Jahres die Investiturstücke vorlag und dem Vertreter des Königs Philipp übergeben werden konnte. Durch sie erhielt der Prinz das Recht, sofort, wenn der gesetzte Zeitpunkt da war, sein Fürstentum in Besitz zu nehmen.

Damit war alles getan, was überhaupt getan werden konnte, um die Verwirklichung der Quadrupelallianz zum voraus zu sichern. Schaub hatte nicht das wenigste dazu beigetragen, daß das Werk seines Meisters so weit der Vollendung entgegenkam. Wenn auch zehn Jahre später im Polnischen Erbfolgekrieg die Abmachungen von 1718 beiseite gestoßen wurden, so hatte der Vertrag bis dahin doch während voller zehn Jahre als Richtlinie für die europäische Politik und als erfolgreiches Instrument für die Aufrechterhaltung des Friedens gedient.

Aber Schaub's Tage in Paris waren gezählt. Es ist schon gesagt worden, daß die Besetzung des damals wichtigsten Postens im Ausland durch ihn etwas Außergewöhnliches war. Es verstand sich von selbst, daß nach Ablauf einer Zwischenzeit ein englischer Diplomat von höherem Rang an seine Stelle treten mußte. Aber seine Abberufung geschah unter Umständen, die nicht nur für ihn sehr peinlich waren, sondern die ihm auch hinsichtlich seiner späteren beruflichen Aussichten großen Nachteil brachten.

Schaub wurde, ohne daß er etwas dazu getan hätte, in eine Ministerintrige verwickelt. Sie kostete ihn am Ende den Pariser Gesandtschaftsposten. Schon nach dem Tod von Lord Stanhope hatte sich in dem Ministerium König Georgs eine Gruppe von Politikern festgesetzt, die sich zu der Gruppe von Stanhopes Freunden und Nachfolgern in einem Gegensatz befanden. Ihre Führer waren Sir Robert Walpole, der spätere Premierminister, sein Bruder, Lord Horatio Walpole, nicht zu verwechseln mit dem jüngeren Horatio, dem Schriftsteller, und Lord Townshend, Sir Roberts Schwager. Ihre Feindschaft gegen Lord Carteret, den bedeutend-

sten unter den Politikern aus Stanhopes Schule, gründete sich nicht auf eine Verschiedenheit der politischen Grundsätze, sondern war der Ausfluß persönlicher Eifersucht und Machtstrebens.

Carterets Stellung als Inhaber des einen der beiden Staatssekretariate fußte, außer auf dem Vertrauen des Königs, der sehr große Stücke auf ihn hielt, hauptsächlich auf seinen guten Beziehungen zu den leitenden Persönlichkeiten in Paris. Schaub, sein Untergebener und mit ihm befreundet, wirkte dort als sein Sprecher und wußte ihn, wie sich selbst, durch sein Verhalten den Franzosen unentbehrlich zu machen. So kam es, daß Carteret nur gestürzt werden konnte, wenn es gelang, sein Ansehen in Paris zu erschüttern, und das wieder konnte nur dadurch geschehen, daß Schaub als Gesandter unmöglich gemacht wurde.

Darauf zielte Lord Townshend ab, als er im Lauf des Sommers 1723 den König dazu vermochte, Horatio Walpole nach Paris zu senden, mit dem Auftrag, zu sehen, wie weit Schaub noch das Vertrauen der dortigen Minister genieße. Horatio traf im Oktober in der französischen Hauptstadt ein, voll guter Hoffnung, in kurzer Zeit soviel belastendes Material gegen Schaub zu finden, daß der König ihn abberufen mußte. Die Stellung des Chevaliers war damals etwas geschwächt, weil kurz vorher der Kardinal Dubois, sein Freund, mit dem er so gut zusammengearbeitet hatte, gestorben war.

Aber so leicht, wie es sich die Walpoles vorgestellt hatten, sollten sie doch nicht zum Ziele gelangen. Schaub wußte, daß er gleichzeitig mit sich auch Lord Carteret verteidigte. Er brachte es mit großem Geschick fertig, Horatio im Hintergrund auf dem zweiten Platz zu halten. Hatte bei Lord Walpoles Ankunft das Pariser Publikum begonnen, sich über Schaub lustig zu machen, so mußte Horatio bald feststellen, daß es über ihn witzelte.

Aufs höchste brachte ihn die Art und Weise auf, wie Schaub ihn bei seiner Empfangsaudienz überspielte. Er hatte alles vorbereitet, um, entgegen dem Gebrauch, allein sein Beglaubigungsschreiben zu überreichen. Gerade aber in dem Augenblick, wo er sich anschickte, über die Schwelle in den Saal zu treten, erschien Schaub, dienstfertig und ehrerbietig wie nur je. Horatio hatte kaum Zeit, vor ihm durch die Tür zu schlüpfen, und mußte es dulden, daß Schaub ihn begleitete und mit ihm zur rechten Hand vor den Premierminister trat.

Sechs Monate dauerte der Krieg zwischen den beiden Gesandten, ohne daß sich eine Entscheidung abzeichnete. Aufs letzte aber erwiesen sich doch die Walpoles als die Stärkeren. Die Ablehnung eines vor längerer Zeit

von Schaub gestellten Begehrens durch die französische Regierung bot ihnen die Möglichkeit, einen entscheidenden Schlag zu führen. Horatio sandte einen Brief nach London, in dem es unter anderem hieß, daß Schaub am französischen Hof eine vollkommen lächerliche Figur mache. Der Brief hatte die unmittelbare Wirkung, daß Schaub den Befehl erhielt, unverweilt nach London zu kommen. Vier Tage später wurde Carteret seines Amtes als Staatssekretär entsetzt und an seiner Stelle der Herzog von Newcastle ernannt.

Das geschah zu Anfang des Monats April 1724. Schaub erhielt die Erlaubnis, noch einmal für kurze Zeit nach Paris zu gehen, um sein Rückberufungsschreiben zu übergeben und seine eigenen Angelegenheiten in Ordnung zu bringen. Am 10. Juni kehrte er endgültig nach London zurück.

Damit hatte nach drei Jahren die Pariser Mission des Chevalier Schaub ihr Ende gefunden. Sein diplomatisches Können hatte ihm die Achtung all derjenigen, die ihm unvoreingenommen entgegentraten, gewonnen. Dafür hatte ihm seine Standhaftigkeit in der Auseinandersetzung mit Lord Horatio Walpole die Feindschaft der Männer zugezogen, die jetzt die politische Macht an sich nahmen. Lord Carteret jedoch hatte ihm erklärt: « C'est rarement que l'on trouve un si fidèle amy que vous. »

Abseits der Geschäfte

Schaub war nun kaltgestellt. Als Ausländer war er für sein berufliches Fortkommen auf die Förderung durch einflußreiche Freunde angewiesen. Von diesen hatten aber alle ihre Posten verloren. Walpole und seine Anhänger herrschten unumschränkt im Lande.

Wenigstens stand er jetzt materiell auf festem Boden. Es hatte sich manches geändert seit der Wiener Zeit, wo ihn das Ausbleiben von Lord Cobhams Nachfolger finanziell in arge Verlegenheit gebracht hatte. Nun besaß er in London ein eigenes Haus, das sich in Clarges Street in Piccadilly befand, nicht allzuweit von St. James, der königlichen Residenz. Seit einigen Jahren hatte er angefangen, Gemälde zu sammeln, eine Leidenschaft, die die Verfügung über ein nicht ganz geringes Einkommen voraussetzt. Den Hauptteil daran machte wohl die Pension aus, die ihm der König aussetzte, und die seit 1717 über die ursprünglichen 200 Pfund im Jahr um 400 Pfund erhöht worden war.

Schaub hatte deshalb keinen Grund, England, wo es ihm so gut ging, zu verlassen. Jedoch unternahm er im Sommer des folgenden Jahres 1725 eine Reise nach Basel und der Schweiz, mit der er, neben persönlichen, auch weittragende politische Absichten verband.

Es scheint in der Familie Schaub Mißhelligkeiten gegeben zu haben. Schaub stand mit seinem älteren Bruder Hans Heinrich, dem Herbergsmeister, zeitlebens in einem sehr herzlichen Verhältnis. Jedoch besaß er noch einen jüngeren Bruder, der ihn, wir wissen nicht wie, durch rücksichtsloses Verhalten tief gekränkt hatte. Schaub's natürliche Großmut half ihm darüber hinweg, obwohl er, wie man aus gewissen Bemerkungen anderer Personen schließen muß, den Frieden mit schweren finanziellen Opfern erkaufen mußte.

Das politische Anliegen stand bei der Schweizer Reise des Chevalier Schaub im Vordergrund, obgleich nur hinter verschlossenen Türen davon geredet wurde. Schon seit längerer Zeit trugen sich Schaub und sein Freund, der Freiherr von St-Saphorin, mit einem Plan, der nichts Geringeres als die Überwindung der konfessionellen Spaltung der Eidgenossenschaft zum Ziele hatte. Das Mittel dafür sahen sie in der Erneuerung der allgemeinen Allianz mit Frankreich, also des Bündnisses zwischen der Krone und den sämtlichen Ständen. Dadurch sollte das Sonderbündnis der Katholiken mit Frankreich von 1715 annulliert und gleichzeitig für die Rückgabe der protestantischen Eroberungen aus dem Villmerger Krieg ein Weg gefunden werden. England spielte in dem Plan eine bedeutsame Rolle, indem die Beiden von seiner Regierung erwarteten, daß sie die protestantischen Stände zur Mitwirkung aufforderte.

Schaub wurde bei seiner Ankunft in Basel mit Ehren empfangen und auf Staatskosten gastiert. Einige Wochen nach ihm traf St-Saphorin von Wien kommend in der Schweiz ein. Gemeinsam besuchten die Beiden die reformierten Hauptstädte, um die Stimmung für ihren Plan zu erkunden. Jedoch sollte dieser für diesmal nicht zustande kommen. Der englische Staatssekretär Townshend sandte ihnen den ziemlich schroffen Befehl, ihre Besprechungen abubrechen, da die Rückgabe der Eroberungen durch die Protestanten nicht im Sinn der englischen Politik liege. So gaben sie unmutig ihr Unternehmen auf.

Nachdem sich Schaub längere Zeit auf dem Gut von St-Saphorin im Waadtland aufgehalten hatte, reiste er bei Einbruch des Winters wieder nach Basel zurück. Vor der Rückreise nach England kehrte er noch für einige Wochen in Massevaux bei dem Grafen von Rottenburg ein, einem

französischen Diplomaten, mit dem er während der Pariser Zeit häufig verkehrt hatte, und mit dessen Familie er von Jugend an befreundet war.

Es war gut, daß Schaub noch einmal seine Angehörigen in Basel besucht hatte. Denn er war kaum ein halbes Jahr in England zurück, als er die Nachricht vom Tod seines Vaters empfing. Er nahm das Ereignis hin mit der Fassung eines Philosophen. Der Trostbrief, den er seiner Mutter und den Geschwistern schrieb, klingt wohl ein wenig lehrhaft. Aber er entsprach nicht weniger seiner persönlichen Haltung gegenüber den geistlichen Dingen, als er die zuversichtliche Gläubigkeit des damaligen undogmatischen Protestantismus widerspiegelt. Dank sei dem Herrn, schrieb Schaub, der dem Vater einen so sanften und erbaulichen Tod gegeben habe. Wir lernten daraus, weniger auf dieses Leben zu geben, das dahingehe, wenn man es am wenigsten erwarte. Das gegenwärtige Leben sei nur gut, soweit man es dazu verwende, um ein besseres zukünftiges zu erhoffen. So aber dürften wir vertrauen, daß wir niemals des Vaters entbehrten.

In England sah sich Schaub genötigt, sich großer Diskretion zu befleißigen, wenn er hoffen wollte, je wieder eine Mission im diplomatischen Dienst zu erhalten. Trotzdem dachte er nicht daran, durch Liebedienerei sich bei den Machhabern in Gunst zu setzen, sondern beschloß, in Geduld seine Zeit abzuwarten. Die Freundschaft mit Lord Carteret, die in dem gemeinsamen Kampf mit den Walpoles erwachsen war, entwickelte sich zu einem besonders herzlichen Verhältnis. Schaub weilte häufig bei ihm im Hause; denn Carteret war zwar zum Vizekönig von Irland ernannt worden, verbrachte aber, wie es damals erlaubt war, oft fast die Hälfte des Jahres in London.

Lord Carterets Interessen gingen weit über das Politische hinaus. Er war außerordentlich belesen in allen Gebieten der Literatur, darin allen Staatsmännern seiner Generation weit überlegen. Besonders die klassischen Autoren hatte er sich zu eigen gemacht, und sie waren ihm mehr als nur Gegenstand der Erbauung oder Unterhaltung. Seine Auffassung von der Pflicht und der Verantwortung des Staatsmannes entnahm er den Heldenleben Plutarchs, wovon sein Briefwechsel mit Schaub zur Zeit des Kampfes mit den Walpoles Zeugnis ablegt. An der Förderung der philologischen Forschung nahm er persönlichen Anteil, indem er dem gelehrten Bentley bei der Beschaffung von Handschriften behilflich war. Auch Schaub leistete einmal einen Beitrag dazu, indem er für eine Sendung von Manuskripten eine Kautions stellte. Über das Lateinische und Griechische hinaus erstreckten sich Carterets literarische Interessen auf die lebenden Sprachen,

wobei er sich nicht auf Französisch und Deutsch beschränkte. Don Quichote las er im Urtext, und aus Petersburg ließ er sich eine Bibel kommen, um auch in die Geheimnisse des Slawischen einzudringen.

Schaubs Diskretion ließ es zu, daß ihm auch in allerlei häuslichen Angelegenheiten der Familie Carteret ein Mitspracherecht eingeräumt wurde. So erhielt durch seine Empfehlung ein Freund von ihm, Kaspar Wettstein, ein Sohn des Theologieprofessors Johann Rudolf, den er seit seiner Pariser Gesandtschaft protegierte, die Stelle eines Hauslehrers für einen jungen Mann in Carterets Verwandtschaft. Wettstein, der später, nach langem Warten allerdings, eine gesicherte Pfarrstelle in England gewann, und dessen Gelehrsamkeit zuletzt mit der Mitgliedschaft bei der Royal Society anerkannt wurde, hatte der steten Hilfsbereitschaft Schaubs nicht wenig zu verdanken. Als junger Theologe mußte er, wie vor und nach ihm noch mancher andere biedere Candidatus Sancti Ministerii aus der Schweiz, dem das Schicksal einen englischen Lord als Zögling anvertraut hatte, seine Erfahrungen mit den Launen und Rücksichtslosigkeiten des ungebärdigen Lord Huntingtower machen. Die Bildungsreise, auf der er ihn durch die Hauptstädte Europas begleiten mußte, wurde zu einer wahren Prüfung für ihn. Schaub half ihm mit guten Ratschlägen und tröstete ihn durch ermunternden Zuspruch. Carteret zog ihn über die einzuschlagende Route zu Rate, und Schaub gab sich Mühe, bei der Familie Verständnis für Wettsteins Erziehungsprobleme zu erwecken.

Noch häufiger aber als bei den Carterets hielt sich Schaub in Stowe, dem Gut seines ehemaligen Vorgesetzten, Lord Cobham, auf. Cobham war zu jener Zeit noch gut angeschrieben bei der Regierung Walpole, hatte aber, außer einer einträglichen Sinekure, kein Amt inne. Der frühere Soldat hatte von seinen derben militärischen Manieren nichts verloren. Er liebte es, junge Männer um sich zu haben, und gefiel sich in der Rolle des väterlichen Freundes. In seinem Kreis bildete sich später die unabhängige Whig-Gruppe der «Boy-Patriots», Cobhams Schwadron, wie man sie nannte, die in der Opposition Walpole viel zu schaffen machte. Cobhams Neffen, die Grenvilles, gehörten ihr an, und eine Zeitlang auch William Pitt. Von Cobham sagte man, er pflege die Zeit damit zu verbringen, jungen Männern auf die Achseln zu klopfen und bei Tisch Geschichten zu erzählen, die andere im geheimen nicht zu erzählen wagten.

Aber Cobham besaß auch den Ehrgeiz, als Patron der Künste zu gelten. Er unterstützte die Dichter Gray und Congreve und war befreundet mit Pope. Mehr als das aber trugen die Gärten von Stowe zu seinem Ruhme

bei. Als einer der ersten führte er den neuen Stil in der Gartenbaukunst ein, der sich von dem bis dahin vorherrschenden französischen Geschmack für geometrische Regelmäßigkeit und künstliche Formen abwandte und anstatt dessen die Natur, wie man sie damals sah, zum Vorbild nahm. Entscheidende Anregungen kamen dieser neuen Gartenkunst von der Landschaftsmalerei, wie sie etwa von Claude Lorrain und Salvator Rosa ausgeübt wurde, zu. Schaub, der sich, wie man der Liste seiner Gemälde entnehmen kann, der modernen Geschmacksrichtung nicht entzog, und der bei seinen Bekannten als Fachmann für künstlerische Fragen galt, hat wohl auch seine Ratschläge zu der Verschönerung von Cobhams Garten gegeben, wie er ihm auch bei der Ausschmückung des Hauses mit Bildern behilflich war.

Schaub verbrachte oft mehr als die Hälfte des Jahres in Stowe. Sein Freund St-Saphorin, mit dem er in dauerndem Briefwechsel stand, lobte ihn sehr für seine Zurückhaltung im öffentlichen Leben. Er fand es jedoch bedenklich, daß Schaub so lange von der Hauptstadt fern blieb, und mahnte ihn, seine guten Beziehungen zu den einflußreichen Kreisen nicht abbrechen zu lassen, damit er nicht vergessen sei, wenn sich in der Regierung etwas zu seinen Gunsten ändere.

Schaub hatte sich ohne Schwierigkeiten in das neue Leben der Zurückgezogenheit, das er in Stowe und London führte, hineingefunden. Er genoß die behagliche Muße, die er «avec des amis désœuvrés et avec des livres» verbrachte. Er war alles andere als eine Kämpfernatur, so daß ihm die unruhigen Monate am Ende seiner Pariser Mission innerlich stark zugesetzt hatten. Hätte ihm damals Carteret nicht immer wieder zugesprochen, so hätte er den Kampf wohl nicht so lange ausgehalten. Aber wenn er auch gern sich jetzt der Ruhe hingab, so war doch noch lange sein Betätigungsdrang nicht erschöpft. St-Saphorins Mahnung war deshalb nicht nötig. Schaub dachte unablässig daran, wie er wieder in den aktiven Dienst eintreten könne. Nur sah er ganz deutlich, daß er selbst dazu nichts tun konnte.

Zu seinem Glück besaß er einen festen Rückhalt am König, Georg I. Seine Beziehungen zu ihm gingen bis in die Zeit von Lord Stanhope zurück, wo ihn der König nicht nur als diplomatischen Sachverständigen, sondern ebenso sehr als Gesellschafter schätzen gelernt hatte. Georg I. wurde gerade in dieser Hinsicht nicht verwöhnt von seinen Engländern, unter denen kaum einer das Deutsche verstand. Der Ausgang von Schaub's Kampf mit Walpole hatte sein Wohlwollen für ihn keineswegs vermin-

dert. Durch die Ausstellung der Pension hatte er ihm im Gegenteil zu verstehen gegeben, daß er Wert darauf legte, ihn zu behalten.

Schaub machte es sich zur ersten Pflicht, sich die Gunst des Königs zu bewahren. Dies tat er nicht nur, weil es seinen Interessen förderlich war. Es entsprach auch seiner Auffassung von seiner Stellung im Lande. Wie die schweizerischen Söldner sich auf die Person des Monarchen vereidigen ließen, so hielt er sich für dem Landesherrn zur Treue verpflichtet. Ihm diente er und nahm darum auch die Pension von ihm entgegen, obgleich auch er wohl nicht übersah, daß die Engländer an der Begünstigung von Ausländern durch Georg I. Anstoß nahmen.

Nicht weniger als Georg I. gewährte Georg II., der 1727 seinem Vater nachfolgte, dem Chevalier seine Gunst. Dieser war, wenn er nicht gerade zu Stowe weilte, sehr häufig am Hof zu treffen. Seine Wohnung hatte er absichtlich mit Rücksicht auf die königliche Residenz gewählt.

Enger noch als mit dem König aber gestalteten sich Schaub's Beziehungen zu der Königin, Karoline von Ansbach. Sie war es eigentlich, die seit dem Tod Georgs I. ihn protegierte und sich seiner Interessen annahm.

Königin Karoline ist eine der bedeutendsten Frauen, die als Gemahlinnen englischer Könige die Krone des Inselreiches trugen. Obwohl aus einem verhältnismäßig geringen deutschen Fürstenhaus stammend, entwickelte sie einen ausgeprägten Sinn für die Würde ihrer Stellung. Von allem Anfang an war sie entschlossen, eine wirklich englische Königin zu sein, und strebte mit großem Eifer danach, sich den englischen Gebräuchen anzupassen, darin stark verschieden von ihrem Mann, und noch mehr von ihrem Schwiegervater.

Ihrem Gemahl, dem grundsatztreuen, aber auch etwas pendantischen Georg II., war Karoline geistig überlegen. Es war ein offenes Geheimnis, daß sie ihn tatsächlich beherrschte. Nur er selbst ist nie dahintergekommen. Die Königin interessierte sich mit großer Lebhaftigkeit für die Künste und die Wissenschaften und nahm besonders an religiösen und philosophischen Fragen Anteil. Mit dem großen Leibniz hatte sie selbst im Briefwechsel gestanden. Sie hatte eine streng protestantische Erziehung genossen und schloß sich seit ihrer Übersiedlung nach England mit großer Gewissenhaftigkeit dem Kult der anglikanischen Staatskirche an. Mit den hervorragendsten Kirchenmännern des Landes verkehrte sie persönlich und nahm teil an ihren Diskussionen über dogmatische und praktische Gegenstände.

Der Einfluß der Königin auf die Politik war beträchtlich. Mit einem sicheren Blick für das praktisch Notwendige sah sie, daß das Interesse des Landes wie das der Dynastie die Stärkung der Regierung von Sir Robert Walpole erheischte. Deshalb unterstützte sie ihn tatkräftig und unentwegt, indem sie es doch gleichzeitig vermied, direkt in die Entwicklung einzugreifen.

Schaub verkehrte ziemlich häufig bei der Königin, die er jedenfalls schon als Prinzessin von Wales kennengelernt hatte. Durch ihre Vermittlung gelang es ihm einmal, die Freilassung eines schweizerischen Landsmannes, der auf Grund eines falschen Verdachtes verhaftet worden war, zu erreichen. Oft war er an den Samstagnachmittagen bei der Königin zu Besuch. Da wurde Kaffee getrunken oder Schokolade, man unterhielt sich ungezwungen über alle möglichen Dinge, oder es wurde auch ein Kartenspiel eingeschaltet. Sir Lukes Beliebtheit in diesem Kreis gründete sich wohl auf sein fröhliches, mit Basler Witz gewürztes Erzählertalent, und nicht weniger gern wohl ließ man sich von ihm über künstlerische Gegenstände belehren. Oder das Gespräch wandte sich ernsteren Problemen zu, wo dann der Chevalier in anmutiger und leicht verständlicher Rede seine Ansicht über das Verhalten des Christen und des Philosophen im Unglück, oder auch über die weitherzigen Lehrmeinungen der neueren englischen Theologie entwickeln konnte.

Schaub verdankte es der Königin, daß die Pension, die er vom irischen Staatsschatz bezog, unverkleinert fortbestand. Sie war, vielleicht auf Betreiben des sparsamen Walpole, um 200 Pfund herabgesetzt worden. Die Königin ergänzte jedoch den Verlust aus ihren persönlichen Mitteln.

Noch mehr bedeutete es für Schaub, daß sie versprach, ihm eine neue diplomatische Mission zu verschaffen. Da Walpole auf ihre Unterstützung angewiesen war, bedeutete dies mehr als einen leeren Trost.

Die Königin hat mit Schaub auch politische Fragen besprochen. Soviel man sieht, betrafen diese Gespräche jedoch ausschließlich das Gebiet der Außenpolitik. Es besteht kein Anhaltspunkt dafür, daß Schaub in irgendeiner Weise an innenpolitischen Intrigen teilnahm. Durch das Mittel von Schaub unterhielt Königin Karoline Beziehungen zu St-Saphorin. Dieser hatte 1727 seine Entlassung als Gesandter in Wien erhalten und war auf sein Gut im Waadtland zurückgekehrt. Die Königin wünschte von ihm, daß er einen Bericht über die politische Situation in Europa verfasse, wie es scheint, mit der Absicht, ihn zur Beeinflussung der englischen Außenpolitik zu verwenden. Mit Walpole setzte sie nämlich Zweifel in die Klug-

heit der aktiven und wenig schmiegsamen Politik Townshends und hoffte, in St-Saphorin, der sie ebenfalls mißbilligte, einen Bundesgenossen zu finden. St-Saphorin zögerte darum, den Auftrag auszuführen, weil er mit Townshend befreundet war und Bedenken hatte, sich in den Meinungskonflikt hineinziehen zu lassen. Der Bericht wurde schließlich fertig. Jedoch ist nicht bekannt, ob und wie die Königin davon Gebrauch machte.

Auch die Schweiz bildete natürlich den Gegenstand von Gesprächen Schaub's mit der Königin. In seiner Korrespondenz mit St-Saphorin kam er immer wieder darauf zu reden. Die Königin interessierte sich lebhaft für das, was Schaub ihr von den Schwierigkeiten der reformierten Orte erzählte, und hörte ihm gerne zu, wenn er seine Pläne für die Erneuerung des alten Bundes entwickelte.

Gesandter zu König August dem Starken

Volle sechs Jahre dauerte Schaub's unfreiwillige Muße. Im Herbst 1730 endlich beschloß die Regierung König Georgs II., noch einmal die Dienste des Chevalier in Anspruch zu nehmen. Der neue diplomatische Auftrag führte ihn an einen Ort, den er bis dahin noch nicht kennengelernt hatte, nach Dresden und Warschau, den beiden Residenzstädten Augusts II., des Starken, Kurfürsten von Sachsen und Königs von Polen.

Gemessen am äußeren Erfolg, blieb die letzte offizielle Mission des Chevalier Schaub im Dienste Englands hinter den früheren zurück. Die Ursachen dafür waren mehrerlei. Neben der an und für sich geringeren Bedeutung des polnischen Hofes war es vor allem die Tatsache, daß Schaub von seiner eigenen Regierung nicht die Unterstützung erhielt, deren er bedurft hätte. Einen Fehler aber beging er selbst, indem er sich durch seinen Eifer, sich zu betätigen und sich nützlich zu erweisen, dazu hinreißen ließ, eine Sache aufzunehmen, die sich von vorneherein für das, was er beabsichtigte, nicht eignete. Er hätte das selbst sehen müssen, und weniger wäre dann mehr gewesen.

Die Entwicklung der europäischen Politik war im Jahre 1730, nach mehreren Escapaden und zweimaliger Kriegsgefahr, beinahe an denselben Punkt zurückgekehrt, an dem sie sich 1724 befunden hatte. Zwei Allianzen standen sich gegenüber, nicht mehr so drohend zwar wie im gerade vergangenen Jahr 1729, aber noch immer ziemlich entschlossen. Zu Frankreich und England, deren Bündnis sich durch alle Irrungen bewährt hatte, hielt

sich Spanien. Den Westmächten gegenüber hatte sich der Kaiser verschantzt, im Bunde mit dem König von Preußen, und im Vertrauen auf ein Hilfsversprechen des Zaren von Moskau.

So standen die Dinge auf dem Kontinent, als in London aus Dresden Nachrichten eintrafen, nach denen der König von Polen mit dem Gedanken umgehe, sich der Liga der Westmächte zu nähern. Die englischen Minister zeigten anfänglich wenig Neigung, auf diese Eröffnungen einzugehen, nicht nur, weil sie skeptisch waren hinsichtlich der Ehrlichkeit der sächsischen Absichten, sondern auch, weil sie den Nutzen eines Vertrages mit dem König von Polen als nicht sehr groß veranschlagten. Überdies begann man gerade damals, mit Wien die Fühlung aufzunehmen, mit dem wohlüberlegten Ziel, ein Sonderabkommen mit dem Kaiser zu schließen.

Am Ende überwog doch die Auffassung, daß es unklug wäre, das Angebot aus Dresden rundweg abzuweisen. In Sachsen gewann ein neuer Minister an Einfluß, Graf Hoym, der sich seit seiner Gesandtschaft am Pariser Hof in seinen politischen Ansichten nach Westen orientierte. Hoym war mit Schaub befreundet und wünschte im besonderen, ihn mit einer Mission an den Hof König Augusts betraut zu sehen. Ohne Zweifel hat die Königin Karoline bei Walpole der Entsendung Schaub's das Wort geredet, und da man schließlich noch nicht wußte, ob die Verhandlungen in Wien zu dem erhofften Ziel führen würden, beschloß man, ihn als Sondergesandten nach Dresden gehen zu lassen. Jedoch sollte er sich zunächst nur erkundigen, wie es mit den Aussichten für ein Bündnis mit dem König von Polen stünde.

Wenn so die englische Regierung von der Gesandtschaft an den sächsisch-polnischen Hof nicht gerade viel erwartete, so maß ihr doch Schaub selbst ziemlich große Bedeutung bei. Er hoffte, den König von Polen vom Kaiser auf die Seite der Westmächte herüberziehen zu können, und davon versprach er sich eine wesentliche Verstärkung der politischen und strategischen Stellung Englands und seiner Verbündeten. St-Saphorin äußerte sich in ähnlichem Sinn in seinen Briefen an Schaub und wünschte ihm Glück auf die Reise.

Allerdings erfuhr Schaub nichts von den englisch-kaiserlichen Verhandlungen in Wien. Er war deshalb ein wenig ungeduldig, daß er keine Vollmacht für den Abschluß eines Vertrages mitbekam. Am 6. November 1730 erreichte er Dresden und begann sogleich die Besprechungen mit dem Grafen Hoym. Dieser drückte sich sehr vorsichtig aus und rückte immer

wieder die Subsidien in den Vordergrund, die König August von England zu erhalten hoffte. Obwohl Schaub gerade das nicht bewilligen konnte, gewann er doch den Eindruck, daß die Voraussetzungen für einen Vertrag zwischen den beiden Kurfürstentümern Sachsen und Hannover vorhanden waren. Er faßte dementsprechend seinen Bericht nach London ab.

Die gleiche günstige Stimmung für ein Abkommen mit Hannover fand Schaub in Warschau vor, wo König August über die Wintermonate Hof hielt. Die Regierung in London aber hatte beschlossen, zuerst den Ausgang der Geheimverhandlungen in Wien abzuwarten. Dem Chevalier ging demnach die Weisung zu, den König hinzuhalten und nur dazu zu sehen, daß sich sein guter Wille nicht verliere.

Schaub verkürzte sich die Wartezeit mit leichter Mühe. Die Stadt Warschau und ihr gesellschaftliches Leben sagten ihm ungemein zu. Er verkehrte in den Salons der vornehmen Adelligen und knüpfte mancherlei Beziehungen an. Besonders eng befreundete er sich mit der Familie des Palatins Stanislaus Poniatowski, des Vaters des späteren Königs Stanislaus. Poniatowski stand der polnischen Reformpartei nahe.

In diese Zeit fällt auch der Sturz des Grafen Hoym, der Schaub und seiner Mission beinahe zum Verhängnis geworden wäre. Infolge seiner persönlichen Beziehungen zu dem Grafen wurde er in die Affäre hineingezogen, und man kann ihm den Vorwurf nicht ganz ersparen, daß er den Diplomaten in sich nicht gut genug von dem Freund zu trennen wußte.

Aber Schaub und Hoym standen sich sehr nahe. Sie hatten sich in Paris kennengelernt, zueinander hingezogen durch ihre gleichgerichteten künstlerischen Interessen. Hoym war auch Bibliophile. Während seiner Ministerzeit in Dresden ließ er sich besonders die Sorge um die sächsische Porzellanindustrie angelegen sein.

Hoym und Schaub redeten sich gegenseitig mit «lieber Kleiner» und «lieber Großer» an. Denn wie der Chevalier einen Kopf kleiner war als das gewöhnliche Mittelmaß, so ragte Hoym an Größe über die anderen hinaus. Von Schaub ist ein Brief an seinen Freund überliefert, in welchem er ihn für die Übernahme eines verantwortungsvollen Postens im sächsischen Kurfürstentum belobigt. Hätte er nicht, schreibt Schaub, dieser seiner Pflicht gehorcht, so hätte er sich bei ihm nie herausreden können. Dafür habe er aber jetzt, wie kaum ein anderer Staatsmann, die innere Befriedigung, von sich sagen zu dürfen, daß er Macht und Ehre nur empfangen, um seiner Pflicht zu genügen. Zugegeben, fährt Schaub fort, er gebe seine Freiheit auf. Ob er aber nicht wisse, daß es auch ein Zuviel an Freiheit

gebe? « Je vous connois. Dieu mercy. Vous n'êtes pas fait pour vous passer d'aiguillon. » Man müsse sich selbst eine Beschränkung auflegen. Sonst gebe man sich zu leicht den Genüssen hin. Man werde ihrer nur allzu schnell überdrüssig und wisse bald nicht mehr, wie man der Leere entfliehen könne. Die Arbeit halte Hoym in Spannung. Wenn er sich nachher der Muße und dem Vergnügen überlasse, so werde er um so mehr Befriedigung dabei finden, als er sich sagen dürfe, daß er sie verdient habe. So werde er alle Sorge um die Bewahrung seines Amtes fernhalten. Er werde es mit heiterer Ruhe versehen und, wenn es nötig sei, es mit Gleichmut wieder abtreten.

Diese Art von Moralphilosophie, die ihre Anregungen bei der antiken Stoa fand, entsprach dem Stil der Zeit. Lord Shaftesbury, der Beschützer und Förderer John Lockes, gab ihr damals in seinen Schriften Ausdruck. Schaub hatte sie sich zu eigen gemacht und verband sie mit seiner aufgeklärten christlichen Frömmigkeit. Während seiner Auseinandersetzung mit Lord Horatio in Paris hatte er selbst darin Trost gesucht und gefunden. Nun sprach er mit ihr seinem Freund zu, der ohne Zweifel dafür nicht geringeres Verständnis hatte als sein « lieber Kleiner ».

Wäre die Stellung des Grafen Hoym als Minister fester gewesen, so hätte Schaub's Freundschaft mit ihm den Vertragsverhandlungen sehr förderlich sein können. Aber König August liebte es, sich als absoluter Herrscher zu gebärden, und wachte darum mit großer Eifersucht darüber, daß seine Minister sich nicht zuviel Macht anmaßten. Auch die Methode, mit der er sich des Grafen entledigte, entsprach der Art, wie damals absolute Monarchen mit Ministern, die ihre Gnade verscherzt hatten, zu verfahren pflegten. Eines Morgens in der Frühe wurde der Graf auf der Landstraße vor Dresden von einem Offizier angehalten und ihm erklärt, er sei seines Amtes entsetzt und habe sich unverzüglich auf seine Güter zu begeben, um dort das weitere Verfahren abzuwarten. In einem Manifest, das kurz darauf erschien, wurden die Gründe für den Entschluß des Königs angegeben.

Dieses Manifest wurde zum Anlaß für einen sehr peinlichen Zwischenfall mit dem Außenminister des Königs August. Eine kritische Bemerkung dazu, die Schaub unbedachterweise fallen ließ, wurde von dem Minister als schwere Beleidigung aufgefaßt und zum Vorwand genommen, jeden Verkehr mit dem englischen Gesandten zu unterbrechen. Schaub stand unvermittelt vor geschlossenen Türen.

Ohne seinem Freund auch nur im geringsten helfen zu können, mußte

er zusehen, wie dem Grafen der Prozeß gemacht wurde. Der König stellte Hoym vor die Alternative, entweder sich einer Untersuchungskommission zu stellen oder als «Schadenersatz» hunderttausend Thaler zu entrichten. Hoym wählte das letztere.

Nur den Trost der Philosophie vermochte Schaub zu spenden und die Mahnung, ein hartes Schicksal mit männlicher Würde zu tragen. «Tout vôte esprit ne vous auroit il donc été donné que pour vous amuser dans la prospérité? Et les situations difficiles, au lieu de l'exercer, le feroient-elles disparaître? Songés qu'il n'y a pas de femmelette qui ne pût perdre patience et fermeté aussy bien que vous. Au nom de Dieu, Mon Cher Grand, n'achevés pas de m'accabler; Epargnés moy la douleur de rougir pour vous; Vous ne sauriés douter que ce ne fût de tous les malheurs celuy auquel je serois le plus sensible, et qu'il n'égalât celuy d'avoir à rougir pour moy même.»

Die Bezahlung des «Schadenersatzes» verschaffte Hoym einige kurze Jahre Frieden. Aber später, unter dem Nachfolger Augusts II., wurde das Verfahren gegen ihn erneut aufgenommen. Er setzte schließlich, nachdem er mancherlei Peinigung erduldet hatte, im Gefängnis seinem Leben selbst ein Ende.

Schaub gewann im Verlauf einiger Wochen für seine Verhandlung wieder festen Boden unter die Füße. Endlich trafen auch, nachdem am 16. März 1731 England und der Kaiser in Wien zu einer Einigung gelangt waren, Instruktion und Vollmacht für den Abschluß eines Defensivbündnisses zwischen Hannover und Sachsen ein. Nur Verhandlungen über Nebenpunkte zögerten den Abschluß noch hinaus. Am 3. August 1731 unterzeichneten Schaub und ein sächsischer Bevollmächtigter den Vertrag.

Sir Luke hätte mit diesem Erfolg durchaus zufrieden sein dürfen. Er hatte den ihm erteilten Auftrag voll und untadelhaft ausgeführt. Aber er erblickte in dem von ihm unterzeichneten Abkommen nur den Anfang zu einer umfassenderen diplomatischen Unternehmung.

Schaub dachte und handelte nach einem «System». Darunter verstand man damals einen allgemeinen Plan, nach welchem die großen und kleinen Staaten Europas untereinander in geregelte politische Beziehungen gebracht werden sollten. In Schaub's System fiel England die Aufgabe zu, das Gleichgewicht unter den Mächten auf dem Festland zu dirigieren. Um dies mit Erfolg zu tun, mußte es mit möglichst allen größeren Staaten Bündnisbeziehungen unterhalten. Diese dienten dazu, je nach Bedürfnis die eine oder die andere Macht oder Mächtegruppe zu stützen, beziehungsweise diejenige, die zu stark wurde, zu contrebancieren.

Auch das sächsisch-hannoverische Bündnis betrachtete Sir Luke im Rahmen seines Systems. Nach seiner Auffassung sollte es der Kern für eine Verbindung von Mittelmächten sein, die unter der Führung von England als «troisième force» zwischen den großen Mächten von Bourbon und Habsburg die Waage halten konnte. Das Kurfürstentum Sachsen hielt er, vermöge seiner politischen und strategischen Lage, für prädestiniert für eine solche Mittlerpolitik. Als weiteren Verbündeten faßte er den König von Schweden in seiner Eigenschaft als Landgraf von Hessen ins Auge.

Gerade in der Frage des «Systems» bestand nun aber, ohne daß Schaub dessen gleich gewahr wurde, ein entscheidender Unterschied zwischen seinen Anschauungen und denen der ihm übergeordneten Regierung. Nicht daß Walpole einem anderen System den Vorzug gegeben hätte. Sondern er hatte gar keines. Der Friede mit dem Kaiser, mit dem er seinen eigenen politischen Willen durchgesetzt hatte, war von ihm nicht angestrebt worden, um die Gewichte gegen Frankreich zu verstärken. Vielmehr verwirklichte er damit seine Absicht, England überhaupt aus dem europäischen Bündnissystem herauszuziehen. Er gedachte nur die für die Sicherheit Englands nötigsten Bindungen beizubehalten, und während Schaub glaubte, im Sinne seines großen Lehrmeisters Lord Stanhope, an der Errichtung eines neuen kontinentalen Bündnissystems mitzuhelfen, setzte Sir Robert dieser nach Europa gerichteten Außenpolitik bewußt ein Ende, um sich ungestört der innenpolitischen Verwaltung widmen zu können.

Schaub war weit von der Erkenntnis entfernt, daß im englischen Ministerium eine neue politische Richtung vorherrschend geworden war. Sonst hätte er sich nicht, noch ehe der Vertrag zwischen den Kurfürstentümern vollständig abgeredet war, einer neuen Aufgabe zugewandt, die ihm überdies nicht einmal von seiner Regierung zugewiesen worden war. Dieses neue Unternehmen des Chevalier betraf die Pragmatische Sanktion, jenes habsburgische Thronfolgesetz, das bestimmte, daß die habsburgischen Länder, auch wenn ein männlicher Erbe fehlen sollte, zusammenbleiben und der nächsterbberechtigten Erzherzogin zufallen sollten. Seit Jahren bemühte sich Kaiser Karl VI., für dieses Hausgesetz die Anerkennung der europäischen Mächte zu erhalten. Zuletzt hatte sie, im Wiener Vertrag von 1731, England und mit ihm Hannover ausgesprochen. Nun hielt der Kaiser den Zeitpunkt für gekommen, seine Pragmatische Sanktion auch vom Deutschen Reichstag anerkennen zu lassen.

An diesem Punkt nun glaubte Schaub, im Interesse des gemeineuropäischen Wohles, des «salut public», und im Interesse der englischen Außenpolitik eingreifen zu sollen. Der König von Polen gedachte für seine Zustimmung zu der Sanktion im Kurfürstenrat Bedingungen zu stellen. In Wien andererseits war man nicht gesonnen, dafür zusätzliche Opfer zu bringen, und bereitete sich darauf vor, unter Umständen auf die sächsische Kurstimme zu verzichten und sich für den Anerkennungsbeschluß mit einer bloßen Mehrheit zu begnügen. Nach Schaub's Auffassung verlangte das europäische Interesse um der internationalen Stabilität willen dringend die völkerrechtliche Sicherung der Unteilbarkeit der habsburgischen Monarchie. Auch die Mitwirkung aller deutschen Kurfürsten schien ihm nötig. Andererseits bejahte er die Berechtigung gewisser Gegenleistungen von seiten des Kaisers an die Kurfürsten, weil er darin ein Mittel sah, das Gleichgewicht zwischen dem Reichshaupt und den Fürsten zu verbessern. Deshalb schlug er vor, daß der König von England als Verbündeter des Kaisers sowohl als des Königs die Vermittlung übernehme und die Vorteile Beider und des Ganzen in Übereinstimmung bringe.

Schaub erkannte nicht, wie beschränkt die Voraussetzungen für ein Gelingen seines Vorhabens waren. Schon der Anfang in Dresden selbst wollte nicht recht vonstatten gehen. König August der Starke war nämlich mit sich selbst uneins, was er tun sollte. Er wußte nicht, sollte er die Zusage zu der Anerkennung geradewegs verweigern, oder sollte er um eine Gegenleistung verhandeln, oder sollte er seine Zustimmung geben, um sie dann, wenn der Erbfall eintrat, wieder zurückzunehmen. So war es Schaub trotz eifrigem Bemühen unmöglich, von den sächsischen Ministern konkrete Vorschläge für die Anbahnung seiner Vermittlung zu erhalten.

Auch die Kaiserlichen kamen ihm nicht entgegen. Ohnehin traute man in Wien dem sächsischen Kurfürsten nicht über den Weg, und man war überzeugt, auch durch bedeutende Zugeständnisse diesen nicht davon abhalten zu können, sämtliche Verträge im gegebenen Fall zu brechen.

Schließlich zeigten auch Schaub's Vorgesetzte in London nur geringe Neigung, auf seine Vorschläge einzugehen. Er erreichte wenigstens, daß man ihm die Erlaubnis gab, den beiden Parteien seine Vermittlung anzutragen. Aber er hatte kaum erst in Dresden richtig angesetzt, als die Kaiserlichen auch schon die Geduld verloren und an König August direkt die Aufforderung richteten, am Reichstag für die Sanktion zu stimmen.

Schaub versuchte nun, auf die Beratungen des sächsischen geheimen Rates einzuwirken, um nur zu verhüten, daß eine unwiderrufliche Ablehnung beschlossen wurde. Hinter den verschlossenen Türen des Kabinetts ging es heiß her. Die Beratungen endeten damit, daß man dem Kaiser eine verbindliche Antwort erteilte, die Entscheidung aber ausstellte.

Schaub erhielt dadurch noch einmal eine Chance. Damals nahte bereits der Zeitpunkt heran, wo er Dresden verlassen mußte. Gerade noch zur Zeit, bevor aus London sein Rückberufungsschreiben eintraf, gelang es ihm, den König wieder zu einem neuen Entschluß zu bringen. August wollte es doch noch einmal mit der englischen Vermittlung versuchen und beauftragte Schaub damit, dem König von England seine Wünsche für einen eventuellen Vergleich mit dem Kaiser vorzulegen. Schaub erhielt sogar ein Beglaubigungsschreiben von König August an König Georg.

Mit diesem Auftrag verließ er Dresden. Am 30. November 1731 setzte er seinen Fuß wieder auf englischen Boden, noch immer beseelt von unverwüsthlichem Optimismus. Aber was an Ort und Stelle nicht gelungen war, gelang nicht besser aus der Entfernung. Schaub versuchte seine Regierung dazu zu bewegen, daß sie die von ihm begonnene Vermittlungsverhandlung weiterführte. Aber die Regierung wollte, bevor sie sich an den Kaiser wandte, die Gewißheit haben, daß König Augusts Vorschläge auch ernst gemeint seien. Von Dresden waren jedoch jetzt wieder nichts als Ausflüchte und leeres Räsonieren zu erhalten. Man mußte die ganze Angelegenheit auf sich beruhen lassen.

Der Antrag über das habsburgische Hausgesetz gelangte am 11. Januar des folgenden Jahres 1732 im Kurfürstenkolleg des Reichstages zur Abstimmung. Bayern stimmte dagegen, der Gesandte Sachsens stimmte halb ja halb nein, die übrigen stimmten dafür. So wurde durch Mehrheitsbeschluß die Anerkennung ausgesprochen.

Schaubs sächsische Mission blieb eine Episode oder besser ein Nachspiel. Der Bündnisvertrag, den er abgeschlossen hatte, spielte in der englischen Außenpolitik keine Rolle mehr. Walpole dachte nicht im entferntesten daran, ihn weiter auszubauen. Er war das Werk eines Stanhope-Jüngers, ausgeführt in eben dem Augenblick, wo die Politik Stanhopes endgültig verlassen wurde. Selbstverständlich war auch für einen Diplomaten aus dieser Schule von da an keine Verwendung mehr.

Sir Luke kehrte, mit nicht allzu großem Bedauern, aber mit der Überzeugung von der Verkehrtheit von Walpoles Außenpolitik, zu seinen Büchern und seinen arbeitslosen Freunden zurück. Die Verhältnisse im Innenpolitischen hatten sich seit seiner Abreise im Herbst 1730 nur wenig verändert. Walpole herrschte nun, nachdem er alle Persönlichkeiten von einigem Format aus ihren Ämtern verdrängt hatte, nahezu unumschränkt. Freilich begann nun auch langsam eine Opposition sich gegen ihn zu bilden. Carteret kehrte im Jahre 1730 von der Regentschaft von Irland zurück. Ein besonderer Kreis von Walpole-Gegnern entstand im Haus von Viscount Cobham, der um die Mitte der dreißiger Jahre von dem Posten, den er innehatte, entsetzt wurde.

Schaub ließ sich von dieser Entwicklung nicht anfechten. Unbefangen setzte er den Verkehr mit seinen Freunden fort und erschien auch, wie ehemals, wieder in den Samstagnachmittagsgesellschaften der Königin. Sir Robert sah diesem Kommen und Gehen des Chevalier mit argwöhnischen Augen zu. Er hatte ihn im Verdacht, der Königin geheime Botschaften von Lord Carteret zu überbringen und gegen ihn zu intrigieren. Nun darf man glauben, daß Schaub bei Gesprächen über außenpolitische Dinge offen seine Meinung bezeugte. Nichts deutet aber darauf hin, daß er sich in die Innenpolitik eingemischt hätte. In dieser Hinsicht ließ ihn seine Klugheit nie im Stich.

Nur an Arbeit fehlte es. Wenn Schaub sich betätigen wollte, so blieb ihm nichts anderes übrig, als selbst auf die Suche nach einer lohnenden Aufgabe zu gehen. Er wandte sein Augenmerk auf sein Vaterland, die Schweiz, wo allerdings Arbeiten seiner harrten, deren sich ein Herkules nicht hätte zu schämen brauchen. Schaub hatte nie sein Interesse für die Schweiz verloren. Aber aus unterschiedlichen Ursachen hatte er nie Gelegenheit gehabt, ihr einen größeren Dienst zu leisten. Gerade das aber wollte er, und die äußeren Umstände kamen ihm diesmal entgegen.

Daß er ungehindert in die schweizerische Politik eingreifen konnte, verdankte er wiederum seinen guten Beziehungen zur Königin Karoline. Gerade wo es sich um die Schweiz handelte, ließ sie ihm ihre Unterstützung und sorgte dafür, daß ihm von der Regierung kein Hindernis in den Weg gelegt wurde. Auch ihr Tod hatte für ihn keine nachteiligen Folgen, da ihr Mann, Georg II., ihm und seinen Unternehmungen gewogen blieb. Bedingung für die Freiheit, die man ihm ließ, war, daß er nur als Privatmann

auftrat. Aber er verlangte nicht mehr. Für das, was er erstrebte, genügte ihm die Achtung, die man ihm überall als gewesenem englischem Minister und Vertrautem des Königs entgegenbrachte.

Schaub unternahm schon im Winter 1733/34 eine Reise in die Schweiz, wobei jedoch nicht zu sehen ist, ob er damit außer persönlichen auch politische Absichten verband. Einige Zeit nachher, im Februar 1735, gelangte an ihn ein Ansuchen des Rates von Genf, der ihn bat, sich dafür zu verwenden, daß die englische Regierung der Republik Genf in einer Streitigkeit mit dem Hof von Turin diplomatische Unterstützung leihe.

Seitdem stand Schaub in offiziellem Kontakt mit Genf. Die Streitsache, um die es sich damals handelte, betraf gewisse Territorien, die der Republik gehörten, auf welche aber der König von Sardinien Anspruch erhob. Sie wäre an sich von geringer Bedeutung gewesen, wenn dahinter nicht immer die geheime Absicht des Savoyerhauses hätte vermutet werden müssen, sich doch noch bei Gelegenheit der Stadt Genf zu bemächtigen. Und obwohl, realistisch gesehen, diese Gefahr klein war, so empfanden doch die Genfer die unentwegt erneuerten territorialen Forderungen des Hofes von Turin als äußerst unangenehm.

Die Republik Genf hoffte, in ihren Auseinandersetzungen mit Sardinien, außer auf ihre schweizerischen Bundesgenossen Bern und Zürich, besonders auf England. Schaub wurde, seit ihn der Rat um seine guten Dienste gebeten hatte, zu einer Art von inoffiziellem Vertreter Genfs am englischen Hof. Wenn die englische diplomatische Unterstützung in Turin nicht jedesmal wirksam wurde, so darum, weil manchmal die Geschäfte im Ministerium nicht sehr prompt erledigt wurden, manchmal auch, weil die Regierung sich scheute, ihre guten Beziehungen zu Sardinien zu gefährden. Schaub mahnte und drängte unermüdlich die Minister und machte ihnen Vorschläge, wie man vorgehen solle. An der Beschützung der Republik vor den sardinischen Präntionen kommt ihm darum ein nicht ganz geringes Verdienst zu.

Eine nicht in jeder Hinsicht glückliche Hand hatte Schaub bei seinem Eingreifen in die genferischen Bürgerwirren. In Genf standen sich seit dem Beginn des Jahrhunderts zwei Parteien gegenüber, die aristokratische Regierungspartei und die nach vermehrten Regierungsrechten strebende Volkspartei. Der Konflikt brach 1734 in einem ersten bewaffneten Aufstand des Volkes aus. Der zweite Aufstand, drei Jahre später, ließ es sogar bis zum Blutvergießen kommen. Das bewog die Stände Zürich und Bern zum Eingreifen als Vermittler, und bald schloß sich ihnen Frankreich an.

Die Vermittlung brachte ein Kompromißwerk zustande, die sogenannte «*Illustre Médiation*» von 1738. Dieser Vertrag ordnete die Verfassung in einer beiden Parteien gerecht werdenden Weise und wurde zur Grundlage für eine längere friedliche Entwicklung in der Stadt.

Auf den Gang der Ereignisse hat Schaub da und dort Einfluß nehmen können. Selbstverständlich stand er von Anfang an, wie alle seine Zeitgenossen, mit seinen Sympathien auf der Seite der Regierung. Daß ein Volk auf den Gedanken verfallen könne, sich selbst zu regieren, war im Zeitalter des Absolutismus eine vollkommen unmögliche Vorstellung. Aber Schaub machte wenigstens keine Prinzipienfrage daraus. Wichtiger als die Form der Regierung schien ihm die Sicherung der genferischen Unabhängigkeit. Diese Meinung äußerte er schon 1734 im Zusammenhang mit dem Streit um die Stadtbefestigung, der damals die Bürger entzweite. «. . . il nous semble qu'il n'y a ni particulier ni Magistrat qui ne dût, s'il le faloit, céder plustot quelque chose de son droit, que de retarder le moins du monde un ouvrage si necessaire à toute la communauté.»

Schaub konnte in den Handel der Genfer Bürger eingreifen, weil England in der Stadt einen ständigen Residenten besaß. Ein Konflikt dieses Residenten, des Grafen Marsay, mit dem Rat brachte ihn auf den Plan.

Es war zu Anfang 1735 in der Stadt ein Brief öffentlich herumgeboten worden, in welchem zwei Führer des Volkes, Le Fort und Chouet, beschuldigt wurden, den offenen Aufstand vorzubereiten. Der englische Resident wurde als Urheber dieser Verleumdung bezeichnet. Marsay nun faßte dies als Beleidigung auf und verlangte vom Rat Genugtuung. Sie wurde ihm unglücklicherweise vorenthalten, da der Rat bei der damaligen anhaltenden Spannung keinen Beschluß fassen konnte.

Schaub hielt es für dringend notwendig, die Unruhestifter in Genf unschädlich zu machen. Er schilderte seiner Regierung die Lage dort als äußerst bedenklich. Für die Beseitigung der beiden Volksführer glaubte er in der dem Residenten geschuldeten Genugtuung ein Mittel in der Hand zu haben. Als übergeordnetes Ziel setzte er sich eine Erhöhung des englischen Ansehens in der Stadt. Der König von Großbritannien sollte als Friedensstifter die Dankbarkeit der Bürger gewinnen.

Im September 1736 kam Schaub eigens zu diesem Zweck in die Schweiz. In St-Saphorin ging er mit seinem Freund und mit dem Grafen Marsay, der auch herbeigeeilt war, zu Rat. Man beschloß, in der Stadt eine gedruckte Schrift zu verbreiten. Sie sollte, nach Schaub's Absicht, nicht mehr als eine nackte Darstellung der Tatsachen enthalten, aber so abgefaßt sein, daß die

Staatsgefährlichkeit LeForts und Chouets jedermann in die Augen spränge. Dann, nahm man an, könne Graf Marsay mit Erfolg die Entfernung der beiden Volksführer aus allen Ämtern fordern.

Tatsächlich brachte die Veröffentlichung der Schrift zunächst einen entschiedenen Umschwung der Stimmung zugunsten der Regierungspartei zustande. Aber nicht für lange. Dann begann der Rat erneut, Ausflüchte zu machen. Nur mit großer Mühe gewann man allmählich Boden. Gerade aber, als man glaubte, soweit zu sein, daß Marsay seine Forderung stellen konnte, brach im August 1737 der zweite Aufstand der Bürger aus. Damit entglitt die ganze Angelegenheit vollkommen den Händen der Diplomaten.

An der nun folgenden Vermittlung durch die beiden eidgenössischen Stände und Frankreich hatte der englische Resident gar keinen Anteil, da der diplomatische Verkehr zwischen ihm und dem Rat unterbrochen war. Schaub aber vermochte nun von einer anderen Seite her der Stadt zu Hilfe zu kommen. Seit dem Oktober dieses Jahres weilte er in Paris, um über die endgültige Beilegung des Basler Lachsfangstreites zu verhandeln. Er unterhielt sehr gute Beziehungen mit dem französischen Premierminister, dem Kardinal Fleury, mit dem er bei einer früheren Gelegenheit Freundschaft geschlossen hatte. Darauf setzten die eidgenössischen Repräsentanten ihre Hoffnung, als sie ihn ersuchten, sich um die Angleichung der französischen Politik in Genf an die schweizerische zu bemühen.

Schaubs gute Dienste in Paris gewannen von dem Augenblick an große Bedeutung, wo der französische Vermittlungsgesandte begann, die Volkspartei zu begünstigen. Er verfolgte offensichtlich den Zweck, für Frankreich Anhänger zu gewinnen. Auch Schaub erkannte die Gefahr, die daraus der Unabhängigkeit Genfs erwuchs, und suchte darum den Kardinal dazu zu bewegen, daß er seinem Gesandten Mäßigung auferlegte.

Wenn er nicht alles, was er erstrebte, erreichte, so lag es daran, daß zwar der Kardinal im Grundsätzlichen gern mit ihm übereinstimmte, die praktischen Entscheidungen aber oft dem Staatssekretär für Äußeres überließ, bei dem Schaub nicht über denselben Einfluß verfügte. Seine Bemühungen richtete er vor allem auf diejenigen Artikel der Mediationsverfassung, die die außenpolitische Handlungsfreiheit der Regierung und das Bundesverhältnis mit Bern und Zürich berührten. Und hier vermochte er in einigen Punkten eine Verbesserung durchzusetzen. Johann Kaspar Escher, der zürcherische Gesandte, äußerte sich später dahin, daß Schaub's Unterstützung in Paris am meisten zum glücklichen Ausgang der Sache beigetragen habe.

Escher hat aber doch wohl den Einfluß Schaub's auf den Verlauf der Dinge überschätzt.

Obgleich, aufs Ganze gesehen, in Genf die Volkspartei recht behielt, durfte man doch mit dem Endergebnis zufrieden sein. Auch Schaub stellte das fest. Der Genfer Rat stattete ihm bei einer späteren Gelegenheit durch eine Ehrengesandtschaft seinen Dank ab und ließ ihm, da er andere Geschenke ablehnte, ein wertvolles Gemälde überreichen.

Nach der Inkraftsetzung der neuen Verfassung blieb noch die Angelegenheit Marsay's. Da es mit ihr nun nichts mehr zu gewinnen gab, schlug Schaub seiner Regierung vor, sie möglichst à l'amiable in Ordnung zu bringen. So geschah es auch. Die beiden Männer, die sich ohnehin vom politischen Leben zurückzogen, entschuldigten sich höflich bei dem Residenten, ebenso tat der Rat, und der Graf Marsay erklärte, daß damit seiner Ehre genug getan sei. Darauf wurden die normalen Beziehungen zwischen England und der Republik Genf wieder aufgenommen.

Verglichen mit den catilinarischen Reden, mit denen Schaub am Anfang die beiden demokratischen Führer bei seiner Regierung angeklagt hatte, um diese zu strengen Maßnahmen aufzufordern, mutet dieser Abschluß etwas unscheinbar an. Schaub hatte sich über die Stärke der Volksbewegung getäuscht und geglaubt, ihr mit der Kunst der Diplomatie beikommen zu können.

Um so eklatanter war Schaub's Erfolg im Basler Fischereihandel. Er weilte in St-Saphorin, im Spätjahr 1736, beschäftigt mit der Genfer Sache, als ihn der Rat seiner Vaterstadt dringend ersuchte, nach Basel zu kommen. Der Fischereihandel hatte seinen Anfang genommen von einer Streitigkeit zwischen baslerischen und elsässischen Fischern um eine Salmenweide auf dem Rhein bei Kleinhüningen unterhalb der Stadt. Dahinter stand die Absicht der Franzosen, sich auf einer Rheininsel im Vorfeld der Festung Hüningen eine Grenzverbesserung zu verschaffen. Ein Handgemenge auf dem Rhein, das im November 1736 stattfand, wurde von den Franzosen ohne weiteres mit der Verhängung einer Lebensmittelsperre gegen Basel quittiert. Im Elsaß wurden Basler Bürger aufgegriffen und in Haft gesetzt, und in Solothurn ließ sich der französische Sekretär Mariane mit drohenden Erklärungen vernehmen, nach denen der Stadt Basel diesmal eine Demütigung nicht erspart bleiben sollte.

Wäre es erlaubt, Großes mit Kleinem zu vergleichen, so wäre man versucht zu sagen, daß der Chevalier Schaub kam, sah und siegte. Mit sicherem Einblick in die politischen Umstände und in die Denkungsart des

französischen Kardinalpremierministers schrieb er einen Brief an Fleury, in welchem er ihn um die Erlaubnis bat, zusammen mit einem baslerischen Abgesandten nach Paris zu kommen, um ihm den Fall persönlich zu erklären.

Die Antwort aus Paris traf ohne Verzug ein. Man las darin, daß der Kardinal bereit war, den baslerischen Standpunkt anzuhören, und daß ihm die Gesandtschaft angenehm sei. Praktisch war damit der Konflikt mit Frankreich behoben, sehr zum Mißvergnügen von Mariane. Schaub verließ mit seinem Begleiter Basel am 20. Januar 1737. Bald nach seiner Ankunft in Paris wurde die Blockade aufgehoben, die gefangenen Basler befreit und der frühere Zustand wiederhergestellt.

Vor seiner Abreise wurde Schaub von seinen Mitbürgern überschwenglich gefeiert. Der Große Rat beschloß in einer Sondersitzung, ihn zum Mitglied des Kleinen und des Geheimen Rates zu ernennen und ihm auf Lebenszeit die Nutznießung des Ramsteiner Lehens zu übertragen. Bei seiner Rückkehr nach Basel im Sommer 1738 wurde ihm überdies noch eine Amtswohnung auf dem Münsterplatz zur Verfügung gestellt.

Es kennzeichnet den Chevalier, daß er von all diesen Ehrengaben keinen Gebrauch machte. Auf den Sitz in den Räten verzichtete er, weil er seinen Wohnsitz in England nicht aufgeben wollte, den Ramstein überließ er seinem Schwager, Johann Heinrich Wettstein, dem Mann seiner Schwester Anna Margareta, und die Amtswohnung in Gebrauch zu nehmen hatte er nie Gelegenheit.

Weniger als je dachte er in jenem Augenblick daran, sich in seiner Vaterstadt häuslich niederzulassen. Im Gegenteil, der glückliche Erfolg seiner Intervention im Lachsfangstreit spornte ihn zu neuen, größeren Unternehmungen an. Jetzt begann ihn wieder sein altes Lieblingsprojekt zu beschäftigen, dasjenige, das die Versöhnung der eidgenössischen Orte zum Gegenstand hatte. Er dachte erneut auf Mittel und Wege, es in die Tat umzusetzen.

Die Reise nach Paris, die er zu Anfang 1737 im Auftrag des Basler Rats unternahm, bot ihm die erwünschte Gelegenheit, mit dem Kardinal Fleury darüber zu reden. Zunächst beschränkte er sich auf das Grundsätzliche und die allgemeinen Umriss des Planes. Sein Hauptanliegen bezog sich, hier wie auch sonst, auf das Außenpolitische. Er wollte die Eidgenossenschaft wieder stark gegen außen sehen, in sich gefestigt und kräftig genug, um ihr zgedachte Demütigungen abzuweisen und ihr staatliches Ansehen im Konzert der europäischen Mächte zu wahren.

Die außenpolitische Ohnmacht der Eidgenossenschaft war eine Folge der konfessionellen Spaltung. Schaub hatte selbst den jüngsten Bürgerkrieg von 1712 miterlebt und es mit angesehen, wie er, in noch größerem Maß als die früheren Kriege, die Kluft vertiefte. Zum erstenmal waren damals durch die Verdrängung der Katholiken aus den aargauischen Gemeinen Herrschaften territoriale Veränderungen auf Kosten der Besiegten durchgesetzt worden. Die Folgen zeigten sich besonders offensichtlich auf dem außenpolitischen Gebiet. Gerade da, wo bisher eine einheitliche Linie am strengsten befolgt worden war, in dem Bündnis mit Frankreich, brachen die beiden Lager auseinander. Nicht nur erneuerten die katholischen Stände allein die Allianz mit der Krone, sondern sie ließen sich überdies im geheimen Hilfe zur Wiedergewinnung der verlorenen Herrschaften versprechen. Das war der Inhalt des «Trücklibundes», so benannt, weil das Volk gern gewußt hätte, was in dem Trücklein verborgen war.

Schaub sah in der Erneuerung der allgemeinen Allianz sämtlicher Kantone mit Frankreich das Mittel, um zum Ziele zu kommen. Die Franzosen für die Erneuerung zu gewinnen, hielt nicht schwer, da der Hof schon immer danach gestrebt hatte. Aber er hatte bisher, gemäß dem Geheimvertrag mit den Katholiken, für die Erneuerung jedesmal die Restitution der Eroberungen zur Bedingung gemacht und war infolgedessen regelmäßig am Widerstand der Reformierten gescheitert. Auch nach Schaub's Plan mußten die allgemeine Allianz und die Restitution in einem durchgeführt werden. Aber er suchte nun dem Kardinal begreiflich zu machen, daß nicht Frankreich die Restitution fordern dürfe, sondern daß sie von den Reformierten selbst ausgehen müsse. Die Restitution, aus freien Stücken von den Siegern den Besiegten angeboten, mußte die Eintracht unter den feindlichen Brüdern wiederbringen, und die Allianz aller Orte mit Frankreich sollte das Sonderbündnis der Katholiken mitsamt dem Trücklibund hinfällig machen.

Natürlich war sich Sir Luke bewußt, daß sein Plan für die französische Politik eine sehr weitgehende Umstellung bedeutete. An die Stelle der Bestechungsmethoden und der Politik der Entzweiung hätte offenes Verhandeln und der Verzicht auf Einmischung treten müssen. Aber Schaub bewies nun eben dem Kardinal, daß Frankreich auf die Dauer aus seinem Bundesverhältnis mit der Eidgenossenschaft weit größeren Nutzen ziehen würde, wenn es die Stände als gleichberechtigte Partner behandeln und ihnen auf dem Boden ehrlicher Freundschaft entgentreten wolle.

Schaub's Besprechungen bewirkten zunächst, daß der Kardinal beschloß,

einen neuen Versuch mit der allgemeinen Allianz zu wagen. Der Botschafter in Solothurn wurde abberufen und ein neuer ernannt. Schaub kehrte nach einem kurzen Aufenthalt in England im Oktober 1737 nach Paris zurück.

Er setzte seine Hoffnung vor allem auf die Person des Kardinals, der in der großen Politik verschiedentlich bewiesen hatte, daß er den Methoden der bloßen Gewalt zu entsagen gedachte, und daß er sich bemühte, seine Staatsführung auch nach moralischen Grundsätzen zu richten. Es war aber zu spüren, daß der Staatssekretär für das Äußere und seine Beamten den so ungewöhnlichen Reformvorschlägen Schaub's scharfen Widerstand entgegensetzten. Ungeachtet dessen war im Anfang des Monats März 1738 der neue Botschafter, Marquis de Courteille, zur Abreise nach Solothurn bereit. In seinen Instruktionen stand, daß er als erstes und dringendstes Geschäft die Bundeserneuerung an die Hand zu nehmen hatte, und daß die Restitution am leichtesten zustande gebracht werden könne, wenn sie von den reformierten Ständen selbst ausgehe.

Einige Monate nach dem Botschafter, im Sommer 1738, kam auch Schaub in die Schweiz. Er hatte mit dem Kardinal abgeredet, daß er zuerst in den Hauptstädten der protestantischen Eidgenossenschaft die Stimmung für die Erneuerung der allgemeinen Allianz vorbereiten solle. Man wollte damit verhüten, daß die Eröffnung des Botschafters auf eine unmittelbare Ablehnung stieß. Schaub tat das als Privatmann, völlig getrennt von dem Vorgehen des Marquis de Courteille. In Basel begann er seine Besprechungen mit den schweizerischen Staatsmännern und begab sich von da nach Bern. Später reiste er nach Schaffhausen und auch nach Zürich, wo die hartnäckigsten Gegner jeden Paktierens mit Frankreich saßen.

Fast überall, wo er hinkam, wachte unerwartet rasch das Interesse an dem französischen Bündnis wieder auf. Die Stände, mit Einschluß von Zürich, schrieben nach Solothurn, daß sie bereit seien, Vorschläge für eine Erneuerung entgegenzunehmen. Der Botschafter aber meldete nach Paris, daß die Stimmung für die Allianz noch nie so günstig gewesen sei, und daß auch gute Aussicht bestehe, die Restitution durchzusetzen. Gegen Ende des Jahres schlug er den Ständen offiziell vor, das frühere Bündnis mit dem König von Frankreich zu erneuern, und forderte sie auf, ein gemeinsames Vorprojekt für den Vertrag auszuarbeiten.

Alles kam nun auf die reformierte Sondertagsatzung an, wo das Bündnisprojekt beraten werden sollte. Schaub verdoppelte seine Tätigkeit im Hinblick darauf, wobei er die wirksame Unterstützung durch den Zürcher

Statthalter Johann Kaspar Escher, den späteren Bürgermeister, erhielt. Escher hatte den Chevalier als Repräsentant Zürichs in Genf kennengelernt. Er war ursprünglich entschieden gegen das französische Bündnis eingestellt, ließ sich aber nun für den großen Plan gewinnen. Schaub reiste von Ort zu Ort, er unterhielt sich mit allen einflußreichen Politikern, und wo er nicht selbst anwesend sein konnte, suchte er durch einen umfangreichen Briefwechsel zu wirken. Vor allem mahnte er mit eindringlichen Worten seine Landsleute, für einmal ihre kleinen Sonderinteressen hintanzusetzen und das große, übergeordnete Ziel ins Auge zu fassen. Jetzt sei, dank der Regierung des der Schweiz wohlgesinnten Kardinals, eine einzigartige Gelegenheit gegeben, mit Frankreich auf gleich und gleich zu verhandeln und die Beziehungen zu der Krone völlig neu zu gestalten. Die Restitution werde in keiner Weise vom Botschafter in die Diskussion gezogen. Es werde dann ihre Sache sein, nachher, wenn die Sonderallianz aufgelöst sei, ihren katholischen Miteidgenossen aus freien Stücken die Rückgabe der Eroberungen anzubieten und damit die Eintracht des alten Bundes neu zu gründen.

Es war ein hartes Stück Arbeit, und in seinen Briefen an seine Freunde in England äußerte sich Schaub nicht gerade schmeichelhaft über seine Landsleute. Er kämpfte schwer «contre l'Esprit d'ignorance et de prévention qui est d'une obstination prodigieuse à Zurich, contre l'Esprit de Faction qui est violent à Berne, contre l'Esprit de Corruption qui n'est que trop general parmy mes Compatriotes mal-moyennés». Ein anderes Mal beklagt er sich über die «Têtes Suisses qui ne retiennent presque de leurs anciennes qualités tant vantées, que la dureté. Il faut s'egosiller pour leur faire comprendre & retenir, que deux & deux font quatre. Je ne me rebute point. Je n'épargne ni poulmons ni encre».

Die reformierte Tagsatzung aber, die im März 1739 zusammentrat, verlief günstiger als alle Erwartungen. Die Gesandten berieten die Artikel des zu schließenden Bündnisses durch, wobei sie sich aller extremen Forderungen enthielten. Darauf erklärten sämtliche Stände dem Botschafter ihre Bereitschaft, die Verhandlung zu beginnen.

Bis dahin hatte sich Schaub's großer Plan überaus hoffnungsvoll entwickelt. Mit der Aarauer Tagsatzung aber hatte das Unternehmen den Höhepunkt erreicht. Schaub hatte es gering geachtet, daß bei verschiedenen Gelegenheiten Bern und Zürich erklärt hatten, sie würden ihre Eroberungen nicht fahren lassen. Um so größere Bedeutung maß dem der Botschafter bei. Er kam zur Überzeugung, daß die Aussichten für die Resti-

tution in Wirklichkeit doch sehr geringe seien, daß aber jedenfalls, wenn sie gemäß den von Schaub jetzt propagierten Ideen zustande käme, dem Interesse Frankreichs schlecht gedient sei. Er beschloß, die französische Politik in der Schweiz wieder in die früheren Bahnen zurückzuwenden.

Der Kardinal Fleury ging nur zögernd auf die Anträge seines Botschafters ein. Aber dieser wußte seinen Willen durchzusetzen. Vergebens warteten die Stände auf die Antwort aus Solothurn. Schaub wunderte sich über die Verzögerung und vertröstete sich auf den Herbst. Anstatt der Antwort aber wurde bekannt, daß Frankreich mit dem der Schweiz benachbarten Bischof von Basel ein Verteidigungsbündnis geschlossen hatte, eine Maßnahme, die der von Schaub erstrebten Neuorientierung der französischen Politik direkt zuwiderlief. Schaub verlangte Auskunft über die Bedeutung des Bündnisses und die Absichten, die man damit verband. Man wich ihm aus. Er forderte, daß der Vertrag da, wo er die schweizerischen Interessen berührte, verbessert werde. Es wurde nicht darauf eingegangen. Schließlich fragte er an, ob man in Paris überhaupt noch ein Interesse an der Allianzerneuerung habe. Auch darauf blieb eine eindeutige Antwort aus.

Mittlerweile trat England in einen Krieg mit Spanien ein. Zu Anfang 1740 redete kaum mehr jemand von der französischen Allianz. Schaub mußte einmal mehr sein Unternehmen als gescheitert betrachten. Resigniert machte er sich zur Rückreise nach England bereit.

Sir Luke und seine Familie

Mit dem Mißlingen von Schaub's großangelegtem Versuch einer Wiederversöhnung der eidgenössischen Stände nimmt seine aktive Betätigung in der Diplomatie ein Ende. Er kehrte von da an nicht mehr auf das Festland zurück. Gleichzeitig aber begann durch seine Vermählung, die kurz vor seiner Abreise aus der Schweiz stattfand, ein neuer Abschnitt in seinem Leben.

Schaub heiratete am 24. April 1740 Frau Marguerite de Pesme, geborene Ligonier de Buisson, die verwitwete Schwiegertochter seines Freundes, des Generals von St-Saphorin. Sie entstammte einer hugenottischen Adelsfamilie aus dem Languedoc. Ein Bruder von ihr gelangte als Offizier zu hohen Stellungen in der englischen Armee. Schaub erzählte später im Scherz, daß Madame de Pesme ihn haben wollte. Aber tatsächlich wurde

er sehr glücklich und zufrieden mit ihr. Sie zeichnete sich nicht weniger durch Schönheit als durch Geist aus, und auch finanziell gestaltete sich die Ehe für den Chevalier, der nie über ein eigenes Vermögen von Bedeutung verfügt hatte, sehr vorteilhaft, brachte ihm doch seine Frau fast 5000 Pfund, angelegt in englischen Sicherheiten, ein.

England befand sich, als Sir Luke und seine Frau von Holland her übersetzten, seit einem Jahr im Krieg. Im Parlament war alles in Bewegung. Das Regime Walpole war schwer erschüttert, und Sir Robert mußte sich auf allen Seiten gegen die Angriffe seiner Gegner wehren. Zwei Jahre später, 1742, trat er gezwungen sein Amt an Lord Carteret, seinen früheren Konkurrenten, ab.

Für Sir Luke hätten sich die Umstände kaum günstiger gestalten können. Trotzdem verzichtete er nun auf eine neue aktive Betätigung in der Diplomatie. Zur Zeit von Carterets Machtübernahme stand er in seinem zweiundfünfzigsten Lebensjahr. Er besaß ein eigenes Haus, ein angemessenes Einkommen, eine bedeutende Gemäldesammlung und, last but not least, eine Familie, die sich bald durch die Geburt von Kindern vergrößerte. Auch die Gicht, damals weit verbreitet in den oberen Gesellschaftsschichten, stellte sich ein, zum erstenmal 1743, und ließ ihn bis zuletzt nie mehr ganz los. Es gab in der Tat genügend Gründe, um zu Hause zu bleiben.

Der Politik ganz zu entsagen, konnte sich Schaub allerdings nicht entschließen. Sein Interesse für das außenpolitische Geschehen war nicht geringer geworden, und als Carteret die Regierung übernahm, ergab es sich von selbst, daß er als diplomatischer Sachverständiger in Whitehall beigezogen wurde. Nicht vergebens hatte er es sich immer zur Regel gemacht, sich von allen innenpolitischen Auseinandersetzungen fernzuhalten. Die nie abgebrochenen guten Beziehungen zu den weniger extrem gesinnten Mitgliedern der Regierung erlaubten ihm nun, ohne die Mißgunst herauszufordern, an den Entscheidungen über die englische Politik auf dem Festland teilzunehmen.

England trat im Österreichischen Erbfolgekrieg auf die Seite der Königin Maria Theresia, die sich in ihren Erblanden nur mit großer Mühe gegen Preußen, Bayern und Frankreich zur Wehr setzte. Lord Carteret unternahm es, noch einmal die europäische Politik seines Lehrmeisters Lord Stanhope zu beleben. Sir Luke half ihm in einer Stellung, die etwa der eines heutigen Unterstaatssekretärs für Auswärtiges verglichen werden kann, mit dem Unterschied, daß er kein offizielles Amt versah.

Unter anderem nahm Schaub sich der englischen Verhandlungen mit dem König von Sardinien und der Königin von Ungarn an, die schließlich den Vertrag von Worms zum Ergebnis hatten. Der Entwurf zu der Viererallianz zwischen England, Maria Theresia, dem König von Polen und Holland, die im Januar 1745 abgeschlossen wurde, war von ihm verfaßt worden. Dann beschäftigte er sich mit den Subsidienvetträgen, durch die 1744 die Kurfürsten von Mainz und Köln an die britischen Interessen gebunden wurden. Aus Lord Marchmonts Memoiren geht hervor, daß man ihn für einen Vertrauensmann der Regierung ansah. Maria Theresia hielt ihn für so einflußreich, daß sie ihn bitten ließ, sich um die Einigkeit in Lord Carterets Kabinett zu bemühen.

Die Gefahr einer Invasion Englands durch eine französische Expedition, die im Frühjahr 1744 auftauchte, bot Schaub eine besondere Gelegenheit, seine Loyalität gegenüber dem Fürsten und dem Land, denen er sich verpflichtet hatte, zu bewähren. Die in und um London ansässigen Schweizer äußerten damals den Wunsch, aus eigenen Kräften eine Truppe zu bilden, die bei der Verteidigung des Landes mithelfen sollte. Schaub übernahm die Organisation dieses Freiwilligenkorps und die dazu notwendigen Verhandlungen mit den zivilen und militärischen Behörden. Zwar die fünfhundert Mann, die man aufzustellen gehofft hatte, fanden sich nicht alle. Aber ein kleines Bataillon von Schweizern, die sich selbst ausgerüstet hatten, wurde am 12. April in Dienst genommen. Es wurde einen Monat später, als die Gefahr abgewendet schien, unter Anerkennung des gezeigten Eifers wieder entlassen.

Es wäre zu verwundern, wenn Schaub nicht seinen Einfluß in der Regierung Carteret dazu benutzt hätte, auch etwas für die Schweiz zu tun. Ungeachtet des früheren Fehlschlages versuchte er von London aus noch einmal, seinen Lieblingsplan in Gang zu setzen. Er drängte die Regierung, einen Gesandten bei den evangelischen Orten zu akkreditieren, indem er sie davon zu überzeugen suchte, daß eine geeinigte Eidgenossenschaft sich von ihrer Bindung an Frankreich lösen und für die Unterstützung der «gemeinen Sache» gewonnen würde. Schaub hatte insofern Erfolg, als wirklich nach einiger Zeit ein britischer Minister nach Bern delegiert wurde. Aber auch jetzt vermochte er nicht, die Regierung für seinen Plan zu gewinnen. Der Gesandte, John Burnaby, erhielt zwar ein ganzes Bündel von Memoranden aus Schaub's Feder mit auf den Weg. Aber während seines ganzen Aufenthaltes unternahm er nicht das geringste, um die katholischen und die reformierten Stände einander näherzubringen. Die

Dinge in der Schweiz blieben in demselben Zustand, in dem sie Schaub zu Beginn des Krieges verlassen hatte.

Dieses Mal bildete der Sturz Carterets nach zweijähriger Amtsdauer kein Hindernis für die Fortsetzung von Schaub's Mitarbeit im außenpolitischen Sekretariat. Die Nachfolge als leitender Minister trat der Herzog von Newcastle an. Dieser hatte zwar ursprünglich ebenfalls zu der Gruppe von Carterets Gegnern gehört. Aber sein von Natur verträgliches und von Rachsucht freies Temperament hatte es dem Chevalier leicht gemacht, im Lauf der Zeit sein Wohlwollen zu gewinnen. So konnte er noch ein Jahrzehnt später, in den Jahren 1753/54, zu den Verhandlungen zugezogen werden, die damals zwischen England und Preußen um die schlesische Schuld stattfanden.

Schaub zog sich doch immer mehr von den Geschäften zurück. Er konnte das um so leichter, als er nie eine amtliche Stellung innegehabt hatte und nur als Pensionär der Krone da seinen Dienst verrichtet hatte, wo man ihn brauchte. Der Republik Genf aber stand er in den fünfziger Jahren noch einmal zur Verfügung. Es waren dieselben mühseligen Auseinandersetzungen mit dem Hof von Turin, derentwegen der Rat zwanzig Jahre früher mit ihm in Verbindung getreten war. Sir Luke gab sich auch diesmal große Mühe, der Republik durch die britischen Vertreter in Turin diplomatische Unterstützung zukommen zu lassen. Seine Vermittlung wurde vom Genfer Rat mit Dankbarkeit zur Kenntnis genommen. Zum Glück für die Stadt beabsichtigte der König von Sardinien diesmal, den Konflikt endgültig zu bereinigen, und obwohl in der späteren Phase der Verhandlungen die englische Diplomatie sich zurückhielt, vermochte Genf 1754 im Vertrag von Turin durch einen Landabtausch einen billigen Kompromiß abzuschließen und seine Beziehungen zu dem savoyischen Königshaus zu normalisieren.

In diesen Jahren beschäftigte sich Sir Luke auch mit der Anwerbung von schweizerischen Söldnern für die englischen Kolonien in Indien. 1751 und 1752 kamen mit der Ostindischen Gesellschaft Verträge über die Aufstellung von vier Kompanien Infanterie und einer Artilleriekompanie zustande. Schaub machte sich verantwortlich für die Werbung der etwas mehr als fünfhundert Mann in der reformierten Schweiz. Dabei scheint er sich kein Gewissen daraus gemacht zu haben, daß die Werbung für diese von keinem Ort anerkannte Truppe verboten war und darum von den schweizerischen Regierungen, besonders auch vom Basler Rat, nach Kräften verhindert wurde.

Auf die rasche Füllung der Bestände der fünf Kompanien hatten die landesväterlichen Verbote jedoch keinen Einfluß. Ein Verwandter des Chevaliers, Johann Heinrich Schaub, Enkel seines Veters, des Postmeisters, betrieb selbst als Hauptmann der 2. Kompanie die Werbung jenseits der Basler Grenze. Noch im gleichen Jahre 1751 begann der Transport der schweizerischen Truppe nach Madras.

Leider zeigte es sich, daß die Gesellschaft sich nicht an die mit ihr vereinbarten Bedingungen halten wollte. Schaub erhielt bald Briefe von den schweizerischen Hauptleuten, die sich ernstlich darüber beklagten, daß man sie der Privilegien, die sie sich wie alle Schweizer in fremden Diensten ausbedungen hatten, berauben und sie den übrigen Truppen der Kompanie gleichstellen wollte. Schaub intervenierte bei den Direktoren der Gesellschaft und verlangte die Wiederherstellung der schweizerischen Rechte. Der Erfolg war nur halb. Die Gesellschaft beschloß nach einiger Zeit, auf die Weiterführung von schweizerischen Truppen zu verzichten und keine neuen Rekruten mehr anzuwerben.

Das englische Schweizer Bataillon in Indien war nicht durchwegs vom Glück begleitet. Zwei Kompanien wurden gleich bei der Ankunft von den Franzosen erwischt und zwei Jahre in Gefangenschaft gehalten. Im Siebenjährigen Krieg aber bildeten die schweizerischen Kompanien eine Kerntruppe innerhalb der Streitmacht der Gesellschaft und schlugen sich mit Auszeichnung.

Der Hauptmann Schaub verließ die Truppe vorzeitig. Er hatte, wie es scheint wegen einer bedeutenden Unregelmäßigkeit im Betrieb, während einer Belagerung seinen Posten im Stich gelassen und sich in die Kasematten zurückgezogen. Das Kriegsgericht, vor das er gestellt wurde, gab zu, daß er Anlaß zur Beschwerde gehabt habe, fand aber, daß das sein Verhalten nicht rechtfertigen könne. Hauptmann Schaub entzog sich dem Urteil durch Flucht zum Feind. Er gelangte später wieder in die Heimat zurück und lebte bis zu seinem Tod 1774 in Basel.

Seit dem Ende der vierziger Jahre wurde Schaub's behagliche Muße nur noch selten von außerordentlichen Ereignissen unterbrochen. Er verkehrte in demselben, etwas erweiterten Freundeskreis wie bisher, bei den Cartrets, den Cobhams, bei Lord Lyttelton, auf deren Landsitzen er, nun natürlich begleitet von Lady Schaub, häufig zu treffen war. So wenig wie früher kümmerte er sich um Parteizugehörigkeiten, unterhielt aber geflissentlich gute Beziehungen zu hochgestellten Persönlichkeiten, so mit dem Kanzler Hardwicke, dem Staatssekretär Herzog von Newcastle, mit Lord Chester-

field. In seinem Haus in Clarges Street, und später in Old Bond Street, empfing er die vornehme Gesellschaft der Hauptstadt.

Es konnte bei den vielen hohen Beziehungen Schaub's nicht fehlen, daß Freunde und Bekannte in der Schweiz und anderswo sich an ihn um Beistand wandten, um so mehr, als seine fast unbeschränkte Hilfsbereitschaft weit herum bekannt war. In großer Zahl erreichten ihn die Bitten um Empfehlungsbriefe, um Vermittlung von Erzieherstellen und von Offizierspatenten, oder auch um die Fürsprache bei der Bewerbung um die Mitgliedschaft bei einer gelehrten Gesellschaft. Schaub zögerte nie, den Bitten zu entsprechen, wie es in seiner Macht stand. Auch daß ihm etwa mit Undank gelohnt wurde, vermochte ihn nicht abzuhalten. «Il faut se résigner, mais pas stupidement», sagte er dann wohl, indem er wie früher, so auch jetzt, bei der Philosophie Trost fand. Wie sehr gerade diese Seite seines Wesens geschätzt wurde, zeigt der Nachruf auf ihn in einem schweizerischen Nachrichtenblatt, wo seine Herzensgüte besonders hervorgehoben wird.

Als einer unter vielen wußte Graf Zinzendorf, der Gründer der Herrnhuter Brüdergemeine, dem Chevalier Dank für irgendwelche Dienste. In seinen Briefen bat er ihn, den Verleumdungen entgegenzutreten, die in England gegen die Brüder ausgestreut wurden. Schaub sollte dies besonders im Königshaus tun, auf dessen wohlwollende Gesinnung der Graf besonderen Wert legte. Man darf daraus nicht schließen, daß Sir Luke sich selbst der Gemeinde angeschlossen hätte. Das Vorwiegen des Verstandesmäßigen in seinem Charakter hatte ihn leichter den Weg zur «Philosophie» finden lassen als zu der das Gemüt ansprechenden Religiosität der Herrnhuter. Ein gewisses Interesse muß er aber doch der pietistischen Bewegung entgegengebracht haben. Der vertrauliche Ton in Zinzendorfs Briefen an ihn läßt auf eine persönliche Bekanntschaft der beiden schließen. Auch Schaub's Freund Lord Carteret hatte sich bei einer Gelegenheit der Brüdergemeinde in England sehr nützlich erwiesen.

Im Hause Schaub's scheint Zufriedenheit und Glück vorgeherrscht zu haben. Die Pension von 600 Pfund, die er bezog, zusammen mit dem Ertrag des Vermögens seiner Frau, erlaubte der Familie, mit jenem Grad von Luxus und Komfort zu leben, der nötig war, wenn man als Mitglied der besseren Gesellschaft anerkannt sein wollte. Einige Unruhe verursachte 1750 die Absicht der Regierung, den Teil der Pension, der bis dahin vom irischen Staatsschatz ausbezahlt wurde, zu streichen. Es bedurfte eines dringenden Bittgesuches von Lady Schaub an den König selbst, um diese

Drohung abzuwenden. Lady Schaub stellte dem König vor, daß eine solche Verminderung des Einkommens ihre Familie auseinanderreißen würde, da sie dann gezwungen wäre, mit den Kindern zu ihren Verwandten in die Schweiz zu ziehen. König Georg hatte Verständnis für diese Gründe und ordnete die Fortsetzung der Pension an.

Schaubs Familienleben war ein sehr glückliches. Zwar starb ein Knabe, den Lady Schaub zur Welt brachte, in ganz jungen Jahren. Aber zwei Mädchen wuchsen auf, gesund und hübsch, zur Freude der Eltern. Die Ältere, Amelie Henriette, wurde am 21. Oktober 1741 getauft, auf die Namen ihrer Patinnen, der Prinzessin Amelie und der Herzogin von Newcastle. Als Pate unterzeichnete im Taufregister Lord Harrington, Schaub's früherer Berufskollege und späterer Staatssekretär. Die jüngere Tochter, Frederika Augusta, getauft am 14. Februar 1750, erhielt neben Lady Cobham den Prinzen von Wales selbst zum Paten.

Lady Schaub gewann in ganz besonderem Maß die Gunst der englischen Gesellschaft. Ihr Charme und ihre Lebhaftigkeit entzückte jedermann. Sogar die Spottlust von Horace Walpole, des Sohnes des Premierministers, verstummte vor ihr. Er erwähnt sie einige Male in seinen Briefen, einmal als eine von zwei hübschen Frauen, die er auf einem Ball antraf: «A Lady Schaub, a foreigner, who, as Sir Luke says, would have him, as the town says, Lord Chomley will have her.» Hester Grenville, die spätere Gemahlin des älteren Pitt, schrieb aus Stowe, dem Sitze Lord Cobhams, an die Herzogin von Denbigh: «At present we have no other company than Sir Luke and Madame, and sure nobody can desire better.» Lord Carteret schließlich erklärte in einem Brief an Schaub's Freund Kaspar Wettstein, der ihn im Deutschen unterrichtete, sie sei «die angenehmste Frau in der Welt».

Lady Schaub selbst bot den Anlaß für das Entstehen des Gedichtes «The long story» von Thomas Gray, das ihr und Miß Speed, einer jungen Freundin von Lady Cobham, gewidmet ist. Auf Lady Schaub dichtete Gray:

«The first came cap-a-pie from France,
Her conqu'ring destiny fulfilling,
Whom meaner beauties eye askance,
And vainly ape her art of killing.»

Die erste vollbewehrt aus Frankreich kam,
Bestimmt vom Schicksal als Bezwingerin.
Geringre Schönheit ahmt mit schiefem Blick
Vergebens ihre Kunst zu töten nach.

Es war im Jahre 1750, einige Monate nach der Geburt der kleinen Frederika Augusta, als Lady Schaub bei der jetzt verwitweten Lady Cobham auf Stoke-Poges weilte. Einmal kam das Gespräch auf den in der Nähe wohnenden Dichter, und Lady Schaub schlug vor, diesem einen Besuch abzustatten, um ihn kennenzulernen. Lady Schaub und Miß Speed fuhren zusammen hin, fanden Gray aber nicht zu Hause und mußten unter Zurücklassung eines Billetts wieder abziehen. Gray machte aus der kleinen Begebenheit ein witzig-launiges Gedicht, das er mit allerhand Vergleichen und Anspielungen von Vers zu Vers fortspann, und das er wohl darum «The long story» betitelte, weil er glaubte, daß der Stoff ihm noch manche andere Strophe hätte liefern können.

Sir Luke besaß nun alle Muße, die er sich wünschte, um sich seinen künstlerischen Liebhabereien zu widmen. Schon früh hatte er als Kenner auf diesem Gebiet gegolten, und er wurde da und dort als Berater beim Kauf von Gemälden zugezogen. Seine Bilder hängte er mit großer Sorgfalt auf und suchte für jedes den passenden Platz. Beim Umzug von Clarges Street nach Old Bond Street scheint nicht zuletzt der Wunsch maßgebend gewesen zu sein, besseren Raum für die Anordnung der Sammlung zu gewinnen. Es war keine Seltenheit, daß Kunstsachverständige zu ihm auf Besuch kamen, um seine Schätze zu bewundern.

Schaubs Gemäldesammlung besaß in der Tat beträchtlichen Wert, trotz Horace Walpoles abschätziger Bemerkung über «die paar guten alten Kopien», die Schaub während seiner Mission nach Madrid im Jahre 1720 aufgelesen habe, und die, wie Horace behauptete, nicht die Hälfte der achttausend Pfund wert waren, für die sie nach Sir Lukes Tod verkauft wurden. George Vertue, der Chronist der englischen Malerei, wird der Sammlung eher gerecht, wenn er sie in seinen «Note Books» als «very noble and compleat» bezeichnet.

Wirklich darf man der Sammlung die Attribute «vornehm und vollständig» zubilligen. Freilich fehlen Künstler aus der Zeit vor der Renaissance vollkommen. Sie waren damals noch nicht entdeckt. Auch die großen Meister der italienischen Frührenaissance sind nicht vertreten, die der Hochrenaissance nur mit wenigen Beispielen. Dafür enthielt die Sammlung eine reiche Fülle von Malern aller Schulen des späteren 16. Jahrhunderts bis auf Schaub's eigene Zeit. Italiener, Flamen, Holländer und Franzosen machen den Hauptteil aus, wovon als die bedeutendsten nur Raffael, Tizian, van Dyck, Rembrandt und Rubens genannt werden mögen. Dem Zeitgeschmack entsprechend pflegte Schaub besonders auch

Künstler wie Guido, Bassano, Salvator Rosa, Poussin. Selbstverständlich fehlt auch Rigaud nicht, von dem sich Schaub selbst hatte porträtieren lassen. Auch einige Spanier finden sich vor, sogar mit den berühmten Namen Murillo und Velasquez. Von deutschen Meistern besaß Schaub nicht viele Bilder, jedoch stammten die wenigen, die er hatte, von Künstlern wie Holbein und Dürer. Nur von der englischen Malerei scheint Schaub nicht viel gehalten zu haben. Hier begnügte er sich mit einem Porträt von Lely.

Schaubs Liebhaberei brachte ihn in Berührung mit Friedrich, dem Prinzen von Wales, der sich ebenfalls mit großem Eifer als Kunstsammler betätigte. Eines Morgens im August 1743 sprach der Prinz, begleitet von der Prinzessin, an Clarges Street vor, um den Bildern Schaub's einen Besuch abzustatten. Die Sammlung muß ihm gut gefallen haben, wenn es wahr ist, daß er, wie Horace Walpole behauptet, Schaub für das Ganze zwölf-tausend Pfund geboten habe.

Seit diesem Besuch des Kronprinzenpaares von 1743 gestalteten sich die Beziehungen Schaub's zu demselben immer enger. George Vertue, der 1749 die Bekanntschaft Friedrich's machte, fand fast jedesmal, wenn er zu ihm auf Besuch kam, Sir Luke in seiner Gesellschaft. Schaub amtete bei dem Prinzen als Experte bei Neuerwerbungen, und ihm wurde es auch etwa überlassen, interessierte Besucher durch die Sammlung zu führen. George Vertue bezeichnet ihn als des Prinzen «prime minister conaisseur in pictures».

Mit der Zeit erwuchs ein persönliches Verhältnis zwischen der Familie Schaub's und der des Kronprinzen. In einem Brief an Wettstein erzählt Schaub, wie er einmal, gerade einen Tag vor dem Geburtstag der Prinzessin Augusta, auf Besuch erschien, wie der Prinz Georg ihn und Lady Schaub empfing, sie mit Tee, Kaffee und Wein regalierte und sie am liebsten zur Feier des Geburtstages zurückbehalten hätte. So war der Prinz von Wales auch gerne bereit, bei der jüngeren Tochter seines Kunstministers die Patenpflichten zu übernehmen.

Schaub muß bis zu einem gewissen Grad das Vertrauen des Prinzen besessen haben. Denn bei der Taufe seines Sohnes, des Prinzen Friedrich Wilhelm, zu Leicester House im Jahre 1750, wurde er als einzige nicht un-mittelbar beteiligte Persönlichkeit zugelassen. Man hat vermutet, daß Schaub auch an den politischen Machenschaften, mit denen sich der Kronprinz fast unablässig beschäftigte, beteiligt war. Das ist jedoch höchst unwahrscheinlich. Der Chevalier wußte zu genau, was er zu verlieren

hatte, wenn er auch nur mit einem Fuß die ihm gesetzten Schranken überschritt. Sicher ist, daß er bis zuletzt das Vertrauen des Königs, der in den Angelegenheiten seines Sohnes gar keinen Spaß verstand, besaß, was nicht möglich gewesen wäre, hätte er sich irgend etwas Derartiges zuschulden kommen lassen.

Aber auch Schaub mußte endlich dem Alter seinen Tribut entrichten. Körperlich plagte ihn die Gicht und bannte ihn je länger je mehr in sein Haus. Später begann mit den vorrückenden Jahren auch die Spannkraft seines Geistes allmählich abzunehmen. Seine Liebenswürdigkeit und Hilfsbereitschaft allerdings blieben dieselben, und auch spät noch sprangen manchmal durch die äußerliche Müdigkeit die Funken seiner Verstandeschärfe mit Lebhaftigkeit hervor.

Wie der vierundsechzigjährige Chevalier im Jahre 1754 befreundete Besucher empfing, beschreibt der junge Stanislaus Poniatowski, der spätere letzte König von Polen, mit dessen Vater Schaub auf seiner Mission zu König August II. Freundschaft geschlossen hatte. Schaub sei, so berichtet Stanislaus, der erste Mensch in London gewesen, der sich seiner angenommen habe. «Sein hohes Alter und die gewöhnliche Wandelbarkeit der höfischen Gunst waren der Grund, daß er seit einiger Zeit keine Beschäftigung hatte. Unter der Regierung Augusts II. Gesandter in Polen, hatte er sich dort aufs innigste mit meiner Familie befreundet und diese Freundschaft so bewahrt, daß er sobald er mich sah sich als mein Vormund betrachtete; diese Bevormundung wäre mir noch vorteilhafter gewesen, hätte ich ihn jünger vorgefunden. Er ging selten aus, und bei unserer Konversation sah ich in ihm nur einen wohlwollenden Greis, dessen Geist jedoch bereits in hohem Maße dem leider nur zu gewöhnlichen Tribut des Alters verfiel. Bei dieser Meinung wäre ich verblieben, hätte ich nicht zufällig eines Abends länger bei ihm verweilt als gewöhnlich, Mitternacht war vorüber, und ich war ganz erstaunt zu hören, daß er sich plötzlich mit einer Genauigkeit, Knappheit und Richtigkeit ausdrückte und mit einem genialen Feuer, wie ich es noch nie an ihm bemerkt hatte; das verlockte mich, während mehr als zwei Stunden über allerlei Gegenstände höchst ergötzlich mit ihm zu konversieren. Je mehr ich staunte, desto mehr war ich bestrebt zu erraten, weshalb er diesmal sich selbst so unähnlich schien. Am nächsten Morgen war ich ganz betrübt, ihn in seinen Reden und in den Äußerungen seines Geistes noch greisenhafter als gewöhnlich zu finden. Wenige Tage später, um Mitternacht, war er wieder so geistreich wie das erstemal. Mein dritter Versuch und alle späteren bekräftigten meinen

Schluß, daß der Lärm und die Bewegung einer so ungeheuren Stadt wie London tagsüber die physischen Organe des Greises zu stark beeinflussten, was seinen Geist beeinträchtigte, und daß folglich erst die Ruhe und Stille der Nacht seine Seele befreite.»

Schaub starb am 27. Februar 1758 in seinem Haus in Bond Street, an einem Schlag nach achttägiger Krankheit. Seine Witwe meldete am folgenden Tag seinen Tod nach Basel. Auch der Rat von Genf nahm Kenntnis davon.

Für Lady Schaub stellte sich nach dem Tod ihres Mannes dringend die Frage nach der Fortsetzung ihres Lebensunterhaltes, besonders auch in Hinsicht auf eine spätere standesgemäße Ausstattung ihrer beiden Töchter. Die Pension, die Schaub zu seinen Lebzeiten bezogen hatte, wurde von der Regierung unverzüglich kassiert, und die Witwe mußte sich rasch entschließen, die Gemäldesammlung zu verkaufen. Die Auktion fand zwei Monate nach dem Tod Schaub's statt und brachte die schöne Summe von gegen achttausend Pfund ein. Gleichzeitig richtete Lady Schaub an den Herzog von Newcastle die Bitte, sich für die Verlängerung der Pension ihres verstorbenen Mannes zu verwenden. Sie erhielt, nach dreijährigen Bemühungen, für ihre Töchter eine mäßige Pension zugebilligt, die freilich nur unregelmäßig ausbezahlt wurde.

Ungeachtet der Verringerung ihres Einkommens gelang es Lady Schaub, ihre Töchter glücklich zu verheiraten. Zuerst vermählte sich die jüngere, Frederika Augusta, 1767, im Alter von siebzehn Jahren. Ihr Bräutigam war William Lock, der von seinem Vater ein ansehnliches Vermögen geerbt und sich daraus ein Haus in London gebaut hatte. Die Trauung fand am 13. Januar in Marilebone Church statt.

Lady Schaub hoffte, aus den diplomatischen Korrespondenzen des Chevaliers zusätzliche Geldmittel zu lösen. Die die schweizerisch-französischen Allianzverhandlungen betreffenden Papiere hatte sie schon 1760 an Johann Schweighauser, den Buchdrucker, der sich wegen seiner historischen Studien dafür interessierte, abgetreten. Er wurde ihr von da an nützlich, indem er ihre Anliegen beim Basler Rat vertrat. Im Jahre von Frederikas Hochzeit bot sie dem Rat die Akten, die sich auf den Fischereihandel bezogen, an. Jedoch ging dieser nicht auf den Kauf ein, da er nicht glaubte, darin noch wichtige Dokumente zu finden. Mit Ausnahme der genannten schweizerischen Papiere gelangte der gesamte diplomatische Nachlaß von Sir Luke in den Besitz von Lord Hardwicke, eines Sammlers von histori-

schen Dokumenten, und es ist anzunehmen, daß Lady Schaub aus der Abtretung Gewinn ziehen konnte.

Frederikas Ehe wurde eine ungetrübt glückliche. Es soll eine ausgesprochene Liebesheirat gewesen sein. William Lock, bei seiner Vermählung 35 Jahre alt, war ein Mann von viel künstlerischem Geschmack und mit literarischen Interessen. Allgemein bewunderte man die Malereien, mit denen er die Wände seines Landhauses ausschmücken ließ. Seine Frau war ausnehmend hübsch, «bewitching», wie ihre Freundin sagte. Sie besaß ein bezauberndes Lächeln, und sie wußte bis ins hohe Alter ihren jugendlich zarten Teint zu erhalten.

Die Locks bewohnten zuerst ihr Haus in Portman Square. 1774 erwarb William Lock das Gut Norbury Park in Surrey, das von da an der Familie als ständiger Wohnsitz diente. Frederika schenkte ihrem Gemahl sechs Kinder, vier Knaben und zwei Mädchen. Sie starb 1832 im Alter von zweiundachtzig Jahren, nachdem sie zweiundzwanzig Jahre im Witwenstand gelebt hatte.

Nur das Verhältnis zwischen Lady Schaub und ihrem Schwiegersohn scheint ein nicht ganz freundschaftliches gewesen zu sein. Die Gründe dafür sind nicht ersichtlich. Eine Hausfreundin der Familie Lock berichtet von einem Besuch der Lady Schaub in Norbury Park im Jahr 1786. Sie habe überaus gut ausgesehen und habe sich mit ausgesuchter Höflichkeit benommen. Miß Phillips wunderte sich, daß Frederika ihre Mutter mit «my dear Madame» anredete, und erklärte es sich damit, daß eine familiärere Anrede zweifellos lächerlich und beleidigend gewirkt hätte auf eine Dame von dem Ansehen von Lady Schaub. Herr Lock habe sie mit Eiskälte behandelt. Er habe offensichtlich einen Widerwillen gegen sie gehabt.

Die andere Tochter Schaub, Amelie Henriette, heiratete erst in späteren Jahren. Sie weilte noch bei ihrer Mutter, als im Jahre 1780 Lady Schaub durch das Mittel von Schweighauser an den Rat von Basel eine Bitte um finanzielle Hilfe richtete. Lady Schaub begründete ihr Gesuch mit der Verminderung ihrer Zinseinträge. Sie glaubte, noch auf die Einkünfte des Ramstein Anspruch erheben zu können. Der Rat lehnte ihr Gesuch ab und ließ ihr lediglich ein Ehrengeschenk von 60 Louis d'or zukommen. Viel wird das zu der Aussteuer der Tochter nicht beigetragen haben. Aber die Ehe Amelies mit einem Offizier namens Brereton war wohl auch nicht eine ganz schlechte Partie.

Ihre Vermählung wird im Anfang der achtziger Jahre stattgefunden haben. Lady Schaub, nun allein, fragte beim König an, ob sie ein Apparte-

ment im Palast von Hampton Court erhalten könne, und bat so lange, bis es ihr zugestanden wurde. Dort lebte sie bis zu ihrem Tod am 25. August 1793, bis zuletzt bewundert wegen ihres tadellosen Aussehens.

Schaubs Leben, sein ungewöhnlich schneller Aufstieg und seine Erfolge als Diplomat an den europäischen Höfen fallen in eine Zeit, wo die großen geistigen und politischen Erschütterungen fehlen. Die Glaubenskämpfe, die das Leben mancher Nation bis ins Tiefste erschüttert hatten, waren vorüber, die alles ergreifenden Auseinandersetzungen um den Besitz der Weltmacht waren ausgetragen, die großen Erfindungen, die den menschlichen Geist vor eine neue Welt stellten, waren gemacht. Die Menschen des 18. Jahrhunderts waren des kompromißlosen Entweder-Oder überdrüssig.

Man wollte endlich wieder der Ruhe genießen und sich in Muße der Erforschung des weiten Feldes widmen, das die Philosophie dem Denken eröffnet hatte. Das Zusammenklingen war es jetzt, was man suchte und fand, Glaube und Wirklichkeit standen sich nicht mehr unversöhnbar gegenüber. Man begann sich an den Gedanken zu gewöhnen, daß der Mensch die Natur beherrschen konnte und die Macht hatte, seine Umwelt nach seinem eigenen Willen zu gestalten.

Die Persönlichkeit Lukas Schaubs steht in enger Beziehung zu der geistigen Eigenart seiner Zeit. Eigenschaften, die bei ihm besonders hervortreten, Verbindlichkeit, Friedfertigkeit, ein unprätentiöser Sinn für die praktischen Erfordernisse des Lebens, sind Wesenszüge im Charakter dieses Jahrhunderts, das wie wenig andere in seinen Äußerungen Maß zu halten wußte. Die Diplomatie des 18. Jahrhunderts wird gewöhnlich als Kabinettpolitik bezeichnet, mit großer Berechtigung. Da es kaum je um tiefgreifende Entscheidungen ging, blieb den Regierungen eine sehr weitgehende Handlungsfreiheit. Die Politik konnte an den Höfen gemacht werden, im persönlichen Verkehr der Diplomaten durch mündliches Verhandeln und Handeln. Die Diplomatie war zu einer Kunst geworden, und wer sie beherrschte, durfte politischer Erfolge gewiß sein.

Gerade in dieser Art von Politik, wo das Argument und die Kombinationsgabe zur Geltung kamen, war Schaub ein Meister. Ihm fehlte der unbezähmbare innere Drang, wie ihn auch das Jahrhundert entbehrte. Das «Räsonieren» machte seine Stärke aus. Es war auf der andern Seite seine Schwäche, da nämlich, wo elementare Kräfte in Bewegung gerieten und in die kultivierten Salons der Diplomaten einbrachen. So ist auch dem

Aufklärungszeitalter von den darauffolgenden Generationen der Vorwurf gemacht worden, daß es an den tiefer liegenden Wirklichkeiten historischer Tatsachen vorbeisah.

Es liegt ein gewisser Widerspruch in Schaub's Wesen. Während er einerseits mit einem unbekümmerten und zuversichtlichen Selbstbewußtsein an Unternehmungen heranging, die andere abgeschreckt hätten, so ließ er es doch manchmal an dem unbeirrbaren Durchhaltewillen fehlen, der allein wirklich bleibende Taten vollbringt. Wenn die Schwierigkeiten wuchsen, und besonders wenn sich gegen ihn persönlich Widerstände erhoben, ließ er sich allzu leicht von Verzagtheit übermannen. In solchen Stimmungen wünschte er dann nichts so sehnlich, wie nach Hause zurückzukehren und aller Sorgen ledig zu sein. Nur solange er an den Erfolg glauben konnte, hielt ihn sein Mut aufrecht. Hindernisse und Widerstände forderten ihn nicht zu noch größerer Anstrengung heraus. Er wuchs nicht mit der Schwere der ihm gestellten Aufgabe. Nur solche Dinge wußte er zu meistern, denen er von Anfang an gewachsen war.

Trotz alledem war Schaub kein oberflächlicher Charakter. Bei allem Vorwalten des Verstandesmäßigen, dem ja auch der Geist der Zeit entgegenkam, besaß er ein feines und empfindsames Gemüt. Seine sympathischsten Charakterzüge sind wohl seine Aufrichtigkeit und seine Treue, die er beide, oft unter schwierigen Umständen, bewährt hat. Gerade dafür hatte man in England viel Verständnis. Ohne sie wäre es ihm kaum gelungen, jene dauerhaften Freundschaftsbeziehungen mit den vornehmsten Persönlichkeiten des damaligen England zu begründen.

Von Zeitgenossen ist mitunter gegen Schaub der Vorwurf der Indiskretion und der Wichtigtuerei erhoben worden. Die Berechtigung dieses Vorwurfes ist nicht ganz von der Hand zu weisen. Die Selbstgewißheit seines Auftretens und die Art, wie er seine dialektische Überlegenheit auszuspielen wußte, mochte manchem als Anmaßung vorkommen, besonders wenn man die Unscheinbarkeit seiner äußeren Gestalt dagegenhielt. Auch seine leichte und witzige Redeweise, sein rascher Verstand, der ihn nie um Gegenargumente verlegen sein ließ, erweckten oft den Eindruck, daß seine Persönlichkeit der Tiefe und der Ernsthaftigkeit ermangelte.

Es ist ohne weiteres zuzugeben, daß dem Chevalier Schaub die Durchschlagskraft des geborenen Staatsmannes abging. Er war nicht der Mann, um aus eigener Verantwortung an führender Stelle die großen Entscheidungen zu treffen. Im richtigen Gefühl der Grenzen seiner Fähigkeiten hat er es deshalb abgelehnt, sich in seiner Vaterstadt zum Oberstzunftmeister

wählen zu lassen, und lieber dafür gesorgt, daß der Ruhm seines kurzen und wirkungsvollen Auftretens sich in unbeflecktem Glanz erhielt. Auch sein Freund St-Saphorin hatte das Richtige getroffen, wenn er ihn darauf hinwies, daß sein Platz nicht auf langen, selbständigen Gesandtschaften an ausländischen Höfen sei, sondern in London, im Büro des Staatssekretärs, wo die höchste Verantwortung nicht auf ihm lag.

Drei Eigenschaften sind es vor allem, die Schaub's Mitarbeit wertvoll erscheinen ließen, und denen er auch seinen raschen Aufstieg bis zum englischen Minister in Paris verdankte. Es sind dies seine nie erlahmende Arbeitskraft, sein gründliches und umfassendes Wissen und sein kluges und verbindliches Auftreten im persönlichen Verkehr. Überall da, wo diese Eigenschaften zur Geltung kommen konnten, war ihm der Erfolg nicht versagt. Am Gelingen von Stanhopes Plan der Quadrupelallianz kommt Schaub, in der untergeordneten Stellung, die er damals bekleidete, ein nicht zu unterschätzendes Verdienst zu. In Spanien war er es, der die Bedingungen für einen modus vivendi zwischen den Unterlegenen und den Siegern schuf. Die folgenreiche Verbindung zwischen Frankreich und England schließlich, die Stanhope begründet hatte, erlangte ihre ein Jahrzehnt überdauernde Festigkeit in erster Linie dank seinem konsequenten Einstehen für Aufrichtigkeit und ehrliche Zusammenarbeit.

Dies sind die bleibenden Leistungen Schaub's. Wer will, mag noch seine Verdienste um den Stand Basel dazurechnen.

Will man aber von der Addierung von Erfolgen und Mißerfolgen absehen, dann steht der Mensch Lukas Schaub vor uns: ein Kind seiner Zeit, das die Gedanken und Auffassungen seines Saeculums in sich aufnahm, aber von origineller, persönlicher Prägung; ein Schweizer, der das Erbgut, das ihm seine Heimat mitgab, bewahrte, aber weit über die Grenzen seiner Vaterstadt hinauswuchs, und der gezeigt hat, was eigene Tüchtigkeit erreichen kann; ein Mann, der seit seiner Jugend erkannte, daß ein Leben im Frieden wesentlich zum Glück des Menschen gehört, und der dieser Erkenntnis im Handeln wie im Leiden nachgelebt hat.

NACHWORT

Die erste Anregung zu der Beschäftigung des Verfassers mit dem Chevalier Schaub ging von dem leider zu früh verstorbenen Dr. Hans Schneider aus. Ihm fühlt sich darum der Verfasser in erster Linie verpflichtet. Allen jenen einzeln zu danken, die ihm während der Arbeit mit Aufmunterung, mit gutem Rat und mit mancherlei Hinweisen geholfen haben, ist hier nicht der Raum. Jedoch möchte der Verfasser denen seinen besonderen Dank aussprechen, die am Zustandekommen der vorliegenden Publikation beteiligt sind, nämlich der Leitung der Öffentlichen Kunstsammlung für die Überlassung einer Aufnahme von Schaub's Porträt, Herrn Alfred Burckhardt-Dietschy für die Umzeichnung des Siegels und vor allem der Neujahrsblattkommission dafür, daß sie das Neujahrsblatt 1954 für den Chevalier Schaub zur Verfügung hielt.

ANMERKUNG ZU QUELLEN UND LITERATUR

Ungedruckte Quellen

Die Quellen für Schaub's Leben wurden an vier verschiedenen Orten gefunden. Die Hauptmasse befindet sich in London, zum größeren Teil im britischen Staatsarchiv, dem «Public Record Office», zum kleineren in der Handschriftenabteilung des Britischen Museums. Das «Record Office» verwahrt in den «State Papers foreign» Schaub's offizielle diplomatische Korrespondenz. Die Lücken in dieser Sammlung werden zum Teil ausgefüllt von den im Privatbesitz englischer Staatsmänner verbliebenen diplomatischen Nachlässen, die heute im Britischen Museum eingesehen werden können. Wichtig für Schaub's Privatleben ist dort vor allem die große Briefsammlung seines Freundes Kaspar Wettstein.

Schaub's eigene Papiere gelangten später aus dem Besitz von Lord Hardwicke's Erben nach den Vereinigten Staaten. Sie befinden sich heute in der «Public Library» in New York. Trotzdem sie sich weitgehend mit den Dokumenten in London decken, sind sie doch für eine Lebensbeschreibung unentbehrlich. Es wurden davon Mikrofilme angefertigt und diese der Universitätsbibliothek in Basel übergeben.

Was an Quellen in der Schweiz vorhanden ist, betrifft nur die schweizerischen Dinge. Am wichtigsten darunter ist Schaub's Briefjournal aus den Jahren 1737 bis 1740, in der Basler Universitätsbibliothek. Es stammt ursprünglich aus dem Kollektaneennachlaß des Buchdruckers Johann Schweighauser. Außer diesem wurden einzelne Stücke aus verschiedenen Briefsammlungen benutzt. Das Staatsarchiv besitzt die Abschriften von Akten aus dem Archiv des Außenministeriums in Paris, die den Fischereihandel betreffen.

Schließlich bleibt noch das Bundesarchiv in Bern zu erwähnen. Die dortigen sehr umfangreichen Abschriften aus dem Pariser Außenministerium liefern ebenfalls wichtiges Material zu Schaub's Verhandlungen um die französische Allianz.

Gedruckte Quellen und Literatur

Die einzige zuverlässige und heute noch brauchbare Darstellung von Schaub's Leben liefert das «Dictionary of National Biography». Alle älteren Lebensabrisse erweisen sich als merkwürdig schlecht orientiert. An gründlichen Abhandlungen aus neuerer Zeit fehlt es fast vollständig.

Im übrigen muß hauptsächlich die einschlägige Literatur zur politischen und diplomatischen Geschichte des 18. Jahrhunderts eingesehen werden. Schaub wird da und dort, wo er am Geschehen beteiligt war, erwähnt. Für das Privatleben läßt sich manches aus veröffentlichten Briefwechseln, Memoiren und Familiengeschichten ergänzen.

Es muß noch auf zwei Publikationen des Verfassers hingewiesen werden. Die eine betrifft den Vertrag von Turin von 1754 zwischen Genf und dem Königreich Sardinien. Sie erschien 1948 im 47. Band der «Basler Zeitschrift für Geschichte und Altertumskunde». Die andere erscheint gleichzeitig mit der vorliegenden Schrift am selben Ort unter dem Titel: «Sir Luke Schaub und die schweizerisch-französischen Allianzverhandlungen von 1738/39». Es besteht die Absicht, der Öffentlichkeit noch weitere Abhandlungen zu dem Thema vorzulegen.

ZEITTADEL

- 1643—1715 Ludwig XIV. König von Frankreich.
- 1685—1688 Jakob II. (Stuart) König von England. Er verliert in der «glorreichen Revolution» den Thron. Das Parlament beruft zum Nachfolger seinen Schwiegersohn Wilhelm von Oranien, Statthalter der Niederlande.
- 1689—1702 Wilhelm III. König von England. Unter seiner Regierung übernimmt England die Führung im Kampf gegen Frankreich.
- 1688—1697 Pfälzischer Erbfolgekrieg. Frankreich sucht die Rheinpfalz zu erobern. Gegen Ludwig XIV. bildet sich die «Große Allianz», der Kaiser, Spanien, Holland, England, u. a.
- 1690 Lukas Schaub geboren.
- 1701—1713 Spanischer Erbfolgekrieg. Ludwig XIV. beansprucht Spanien für seinen Großsohn. Neubildung der «Großen Allianz» gegen Frankreich.
- 1702—1714 Anna, Tochter Jakobs II., Königin von England.
- 1711—1740 Karl VI. Kaiser.
- 1711 Schaub wird Sekretär des englischen Gesandten Stanyan in Bern.
- 1712 2. Villmerger Krieg in der Schweiz. Sieg der evangelischen Orte über die katholischen. Friede von Aarau.
- 1713/14 Verträge von Utrecht, Rastatt und Baden. England, Holland und der Kaiser schließen Frieden mit Frankreich. Philipp V. (Bourbon) König von Spanien.
- 1714—1727 Georg I., Kurfürst von Hannover, König von England. Parlamentarisches Regime unter der Partei der Whigs, der Anhänger der protestantischen Thronfolge. Die katholischen Stuarts bleiben vom Thron ausgeschlossen.
- 1714 Schaub wird Sekretär des englischen Gesandten in Wien.
- 1715—1774 Ludwig XV. König von Frankreich. Bis zu seiner Mündigkeit Regentschaft von Philipp, Herzog von Orléans.
- 1716 England schließt Verteidigungsbündnisse mit Holland und dem Kaiser. Geheime Abmachungen Englands mit Frankreich.
- 1717 Schaub wird Sekretär des englischen leitenden Ministers Lord James Stanhope.
- 1718 Quadrupelallianz. England, Frankreich, der Kaiser und Holland schließen sich zur Verhinderung spanischer Eroberungsabsichten zusammen.
- 1721 Tod von Lord Stanhope. Lord Carteret wird Staatssekretär. Schaub geht als englischer Gesandter nach Paris.
- 1724 Sturz Carterets, Abberufung Schaus. Sir Robert Walpole wird leitender Minister in England (bis 1742).
- 1727—1760 Georg II. König von England.
- 1729 Vertrag von Sevilla, Zusammenschluß Englands und Frankreichs mit Spanien, gegen den Kaiser, Preußen und Rußland.
- 1730 Schaub geht als englischer Gesandter zu König August dem Starken von Polen.

- 1731 Vertrag von Wien. England schließt ein Sonderabkommen mit dem Kaiser.
- 1733—1735 Polnischer Erbfolgekrieg. Frankreich und Spanien verbündet gegen den Kaiser. England bleibt neutral.
- 1734—1738 Bürgerwirren in Genf. Kampf der Volkspartei um vermehrte politische Rechte.
- 1736 Lachsfangstreit in Basel.
- 1738—1739 Schweizerisch-französische Bündnisverhandlungen.
- 1739 Ausbruch eines Krieges zwischen England und Spanien.
- 1740—1748 Oesterreichischer Erbfolgekrieg. Nach dem Tod Kaiser Karls bestreiten Frankreich und Preußen das Nachfolgerecht von Karls Tochter Maria Theresia (1. Schlesischer Krieg). England tritt auf die Seite von Maria Theresia.
- 1756 Ausbruch des Siebenjährigen Krieges.
- 1758 Tod Schaub's.

107